Capf. 426

Anekdoten
und
Karakterzüge
aus
dem Leben
Friedrich des Zweiten.

Dreizehnte Sammlung.

Mit Churfürstl. Sächsischem Privilegium.

Berlin, 1788.
bei Johann Friedrich Unger.

Anekdoten
und
Karakterzüge
aus
dem Leben
Friedrich des Zweiten.

Dreizehnte Sammlung.

Mit Churfürstl. Sächsischem Privilegium.

Berlin 1788.
bei Johann Friedrich Unger.

Vorbericht.

Es hat dem Herrn Oberkonsistorialrath Büsching gefallen, in seinem neuesten Buche, das er unter dem Titel: **Karakter Friedrichs des Großen**, herausgegeben, sich derb an meinen Anekdoten zu reiben und sie als gänzlich falsch zu verwerfen. Mit seiner gewöhnlichen diktatorischen Art sagt er in der Vorrede: daß die kurz nach dem Tode des Monarchen herausgekommenen Anekdoten entweder ganz oder doch größtentheils falsch, und fast keine einzige wahre unter

denselben wäre. Ich begreife die Vorschnelligkeit und Dreistigkeit gar nicht, Fakta streitig machen zu wollen, die wahrlich aus eben so authentischen Quellen herrühren, als Hrn. Büschings seine nur immer sein können. Er, der nie um den König war, der nicht einmal immer in Friedrichs Landen gelebt hat, will Anekdoten für unwahr erklären, die dem Herausgeber von sehr glaubwürdigen Männern sind mitgetheilt worden! Deshalb, weil Hr. Büsching die Anekdoten noch nicht gewußt hat, die in meinen Sammlungen zuerst gedruckt worden, deshalb erklärt er sie für falsch! Weil einige erzählte Dinge darin unrichtig sind, folgt denn daraus, daß das ganze Buch nichts taugt? — Hr. Büsching erwähnt mit keinem Wort des Guten und Merkwürdigen

in meinen Sammlungen; der vielen merkwürdigen Kabinetsordern, der Briefe des Königs an den Kaiser und vieler anderen Dinge, denen er nicht widersprechen kann.

Herr Büsching scheint überhaupt zu der großen Klasse von Schriftstellern zu gehören, die ganz außerordentlich von sich eingenommen sind, und sich gleich dem Pabst für unfehlbar halten. Einen solchen Schriftsteller prüft man denn nun freilich immer schärfer, und untersucht sein Buch genauer, als solcher Verfasser ihre, die nicht so viel von sich selbst sprechen. Das erste worauf man sieht, ist die Wichtigkeit des Inhalts. —

Herrn Büschings Buch spannte die Erwartung des Publikums ziemlich lange,

ge, und man konnte seiner Ankündigung nach viel davon erwarten. Nun erscheint es, und siehe da, das meiste und merkwürdigste darin ist aus Konsistorialakten gezogen. — Man findet nichts als Tadel über andere vorher erschienene Schriften ähnlichen Gegenstandes, und die natürlichste Folge davon ist, daß man untersucht, ob nun auch wol dieser tadelsüchtige Verfasser so unfehlbar ist? — Das habe auch ich gethan, und ich will hier nur einiger Fehler in dem Büschingschen Buche erwähnen, mit der Versicherung, daß ich sie lange noch nicht alle ausgezeichnet habe. Z. B. Er widerspricht zwar mit Recht der Anekdote, wo erzählt wird, die kleine Stutzuhr des Monarchen habe eben in dem Augenblick still gestanden, wo der König seinen er-

habe-

habenen Geist aufgab. Herr Büsching sagt: diese Uhr sey schon lange vor des Königs Tode nicht mehr aufgezogen worden. — Aus einer unzubezweifelnden Quelle aber weiß ich, daß Se. Excellenz, der Herr Graf von Herzberg, diese Uhr kurz vor dem Tode des Monarchen angehalten hat, damit ihr Schlag den sterbenden König nicht beunruhigen möchte. — Ferner sagt er: Herr G. R. Schöning zweifelt mit gutem Grunde an der Wahrheit der Erzählung, daß sich der König mit seiner Biche unter einer Brücke vor den Panduren versteckt habe u. s. w. Sie rührt aber unmittelbar vom General Grafen Rothenburg her, der sich damals um den König befand, und welcher es verschiedenemale noch itzt lebenden Personen erzählt hat; auch bestä-

 tigt

tigt sie ein noch itzt lebender Mann, der damals Feldjäger war. (Hr. G. R. Schöning ist auch erst 20 bis 30 Jahr nachher zum Könige gekommen, kann also wohl hierbei nichts bezeugen.) S. 74. nennt er in seinem 1788 gedruckten Buch den Briefwechsel des Königs als Kronprinz mit dem Hrn. von Suhm **ungedrukt**, da solcher doch schon 1787 bei Vieweg gedrukt erschien. S. 153. ist der General v. Kalkstein nicht 1761 sondern 1759 gestorben. Das was Herr Büsching S. 189. in der 7—12 Zeile sagt, ist sehr falsch, so wie auch das, was S. 196. von bürgerlichen Officiern bemerkt wird, gleichfalls unwahr ist. Dies brauch ich nicht erst zu zeigen, weil jeder Leser das Unrichtige darin selbst finden wird. S. 256. steht statt **Curd** Karl. S. 263. behauptet er,

es

es sei nicht wahr, daß der Inspektor Mylius den König an die Schuld erinnert habe, die er 1738 als Kronprinz gemacht. Es ist aber dennoch richtig. Der Vater des Mylius war damals Rektor und Garnisonprediger zu Brandenburg, und hatte eine Lietzmann aus Ruppin zur Frau. Also konnte wohl der Sohn, der Antheil an der Erbschaft nahm, auch den Wechsel in Händen haben.

Ueberhaupt kann Herr Büsching glauben, daß das ganze Publikum über seine Karakterschilderung sehr indignirt ist, und daß die Flekken, welche er von dem erhabenen Monarchen der Welt bekannt gemacht hat, nicht so sehr den König als ihn erniedrigen. Wer einiges Gefühl von

Schicklichkeit und von Bescheidenheit hat, wird über die schriftstellerische Kekheit erstaunen, wie undelikat Herr Büsching den großen und von der ganzen Welt bewunderten Mann darstellt. Gewiß bedachte er wohl nicht, wie wenig schonend sein Buch für die ist, die Friedrich nachließ, worunter ihn noch so mancher beweint.

Es kann sein, daß ich es zu sehr vermieden habe, auf des Königs Karakter auch nur den kleinsten Schatten zu werfen, wovon er als Mensch auch sein Antheil erhielt. Unmöglich aber konnte ich es über mein Herz gewinnen, vorwizig den Schleyer aufzudekken, der seine kleinen Flekken der izzigen Generation verbirgt, und die auch gegen das Verhältniß seiner Größe viel zu unbedeutend sind.

Ich

Ich bin weit davon entfernt, das Publikum überreden zu wollen, meine Sammlungen wären fehlerfrei. Ich habe bereits verschiedene Berichtigungen von meinen Anekdoten gesammlet, die ich den Lesern in dem letzten Heft als einen Nachtrag geben werde, und vielleicht wird es mir erlaubt seyn, einige Männer zu nennen, die mich mit Beiträgen unterstützt haben.

Wären die Beiträge ordnungsmäßig eingelaufen, so hätte ich allerdings mehr Ordnung in diesen Sammlungen beobachten können. Ich habe sie gleich vom Anfange an für nichts als **Materialien** für einen Geschichtschreiber ausgegeben. Dieser kann sie ordnen und in ein Ganzes bringen. Durch eingestreutes Raison-

nement hätte ich freilich diese Anekdoten dem Scheine nach in etwas Zusammenhängendes zwingen können; allein ich bedachte, daß es dem Leser nicht immer angenehm ist, wenn ihm in seinem Urtheil vorgegriffen wird, und daß er sich nicht gern in die Empfindungen eines einzelnen Menschen hineindenkt, sondern lieber selbst jedes nach seiner Art beurtheilt und empfindet. Zwar hätte ich dadurch mehrere Stücke liefern können; allein ich mußte befürchten, langweilig und geschwätzig zu werden.

Ich habe auch geglaubt, dem Leser keinen unangenehmen Dienst zu thun, wenn ich das, was in verschiedenen theuren Büchern von dem unvergeßlichen Monarchen aufgezeichnet ist, und was ihn charakterisirt, in diese Sammlun-

gen

gen einrükte. Ich benutzte daher zum Beispiel die Geschichte der Weltbegebenheiten im Großen, Hamiltons Briefe, des Hrn. Obristl. von Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland, Militärische Monatsschrift, das vortrefliche Buch von Schlesien u. a. m. Dies sind denn doch wohl Schriftsteller, die der größte Krikler für wahrheitsliebend halten muß.

Mit der achtzehnten Sammlung wird dies Werk beschlossen, und dann mögen sich alle Widersacher dieser armen Anekdoten vereinigen und sie zu unterdrücken bemüht sein, um die ihrigen dadurch desto mehr zu heben: das soll mich weiter nichts kümmern. Ich überlasse

lasse es verständigen Männern, das Gute darin zu schätzen, das Mangelhafte aber mit Nachsicht zu übersehen.

Der Herausgeber. (*)

*) Dem Herrn Ritter von Zimmermann hat man, wie er sagt, für gewiß erzählt, ein Frauenzimmer besorge die Herausgabe dieser Anekdoten. Man kann aber versichern, daß dies Gerücht völlig ungründet ist, und daß kein Frauenzimmer, auch nicht auf die entfernteste Weise, Antheil an diesen Sammlungen nimmt.

Im siebenjährigen Kriege besuchte der König in Sachsen eine Dorfschule, und fand, daß die Kinder, welche darin unterrichtet wurden, zum Theil gut schreiben, und auf die Fragen, die man ihnen vorlegte, dreist und gut antworten, auch wohl etwas Latein hersagen konnten. Er verwunderte sich sehr darüber, und da man ihm auf sein Befragen deutlich gezeigt hatte, daß es bei der Erziehung der Jugend hauptsächlich auf die Einrichtung der Schulen, und auf die Wahl guter und brauchbarer Schullehrer ankomme, worauf man in Sachsen vorzüglich

Bedacht nehme, so beschloß er sogleich, verschiedene sächsische Schulmeister in seine Staaten zu schikken, um in den Dörfern die Jugend zu unterrichten. Er wies auch für acht derselben ganz gute Gehalte auf seine Etats an. Der König that hier etwas sehr Lobenswerthes; allein, es scheint, als wenn er die Bewegungsgründe dazu in der Folge vergessen hat. Einst meldete sich nemlich ein alter Unterofficier zu einer dergleichen ledig gewordenen Schulmeisterstelle; da er aber bei der vorgeschriebenen Prüfung nicht bestand, wies man ihn ab. Er wandte sich darauf an den König, und bewirkte eine Kabinetsordre, daß er angesetzt werden sollte. Man berichtete hierauf dem König: Der Mann tauge nicht zu dem Amte, welches er bekleiden solle, da er die dazu nöthigen Fähigkeiten nicht besitze. Der König aber befahl in einer andren Kabinetsordre:

man solle den invaliden Unterofficier ohne Gegenrede ansetzen. Ihr werdet ja, schrieb er dabei, einen Mann nicht verstoßen, der sein Blut und seine Kräfte für das Vaterland gewagt hat? — Der König scheint hier gewissermaßen gefehlt zu haben. Vielleicht hatte man ihm aber kein genaues Detail von der Sache gemacht, worauf er sonst zu achten gewohnt war.

Einst schrieb ein Mann an den König: er sei durch Unglüksfälle um sein Vermögen gekommen; gegenwärtig wäre aber eine Gelegenheit vorhanden, wodurch er sich wieder helfen und glüklich machen könne; es fehlten ihm dazu nur sechs tausend Thaler, und er hoffe, der König, der ihm als ein reicher und gnädiger Herr gerühmt worden sei, werde ihm dies Geld nicht versagen. Von

der Gewährung dieser Bitte sei er so fest überzeugt, daß er gleich die Quitung beifüge, welche auf eine Summe von 6000 Thaler lautete.

Der König schikte diese Vorstellung an den Etatsminister von Hagen, mit folgendem Kabinetsschreiben zurück:

Mein lieber Etatsminister von Hagen, Ihr werdet aus beiliegender Vorstellung eines Mannes ersehen, daß es mit seinem Verstande nicht gut stehet. Ist es möglich, ihn davon zu überführen, so wird es mir lieb seyn. Ich wollte nicht gern, daß mehrere meiner Unterthanen so närrisch werden und glauben möchten, ich habe solche Summen zu verschenken, die dieser Narr von mir verlangt. Will er nicht glauben, daß er ein Narr ist, so könnt Ihr ihm in meinen Namen darüber die Versicherung geben, und allenfalls

quit-

quittiren. Kann man ihm aber sonst auf eine solide Art helfen, so werdet Ihr das deshalb erforderliche besorgen. Ich bin Euer wohl affectionirter König. Potsdam den 17ten May 1768.

Friedrich.

In der Wahl der Bedienten folgte der König nicht dem Beispiele seines Vaters, der dazu Leute aus guten bürgerlichen Familien zu nehmen pflegte, sondern sah bei den Seinigen mehr auf Gesicht, Phisiognomie, Gewächs und Haare, und verlangte übrigens von ihnen weder Erziehung noch Kenntnisse.

Man sagt, der König habe einst einen seiner Bedienten sogleich fortgejagt, weil er ihn im Vorzimmer bei einer Uebung in der französischen Sprache angetroffen habe.

Wenn man annimmt, daß der Monarch bei seinen wichtigen Geschäften nicht beobachtet seyn wollte, und daß er zu viel Beispiele von der Unredlichkeit solcher Bedienten erlebte, die einige Erziehung erhalten hatten; so kann man dies Benehmen sehr leicht entschuldigen.

Ueber alles liebte er an seinen Leuten die Ehrlichkeit und einen freien natürlichen Ausdruk ohne Schminke. Noch wenige Jahre vor seinem Tode gab er einem Handwerksburschen aus dem Reiche, den er von ungefähr vor dem Schlosse vorbei gehen sah, seine Livree. Da er mit ihm zufrieden war, fragte er ihn einst: ob er noch Brüder habe? — Als der Bediente dies bejahete, mußte er einen davon nach Potsdam kommen lassen, welchen der König ebenfalls in seine Dienste nahm. Ihr beiderseitiges gutes und redliches Betragen, ihre Aufmerksamkeit im Dienst, machte sie dem Monarchen immer ange-

angenehmer, und er sprach oft mit ihnen in vertraulichem Tone.

Einst fragte er sie: ob sie noch einen Vater hätten? wie alt er sei und wovon er sich ernähre? — Als sie diese Fragen beantwortet hatten, wollte er auch wissen: ob sie fleißig an ihn schrieben. Sie bejaheten dies, und versicherten zugleich, daß sie ihrem alten guten Vaters öfters etwas von ihrem ersparten Gehalte zuschikten. Hiermit war er sehr zufrieden, lobte ihre kindliche Liebe, befahl ihnen öfters, ihren Vater zu grüßen, und erkundigte sich, was er mache und ob er noch gesund sei? — Endlich ließ er diesen Mann gar auf seine Kosten nach Potsdam kommen, sprach mit ihm sehr freundlich über viele Dinge, und band es den Söhnen, die er gegen den Vater als ehrliche Leute lobte, fest ein, denselben wohl zu bewirthen und es an nichts mangeln zu lassen; beschenkte ihn

reichlich, da er wieder nach seiner Heimath zurük verlangte, und ließ ihn entzükt über die Gnade, die ihm widerfahren war, reisen.

Selbst Bediente des Königs haben es offenherzig eingestanden, daß er vielmals sehr schlecht bedient worden ist, und daß man oft das Nothwendigste zu seiner Aufwartung vergessen hat. Der König pflegte z. B. gemeiniglich in der Nacht aufzuwachen, und alsdann forderte er von dem Bedienten der die Wache hatte, ein Glas Wasser mit eingeschnittener Zitrone. Einst blieb der König auf einer Reise in einem kleinen Städtchen über Nacht, und befahl: man sollte ja nicht vergessen, Wasser und Zitronen bereit zu halten. Um Mitternacht wachte der König, wie gewöhnlich auf, und verlangte Wasser; man hatte aber vergessen, für diese Kleinigkeit zu sorgen. Einer von den Bedienten lief in bloßen Strümpfen über die kothige Straße,

zu

zu einem in der Nähe wohnenden Apotheker, wekte ihn durch Klopfen auf, und bekam zum Glük eine Zitrone. Indeß wurde dem Monarchen die Zeit lang, er rief wieder; man sagte ihm endlich: die Zitrone sei vergessen worden, und man bemühe sich jezt, eine herbeyzuschaffen. Der König sagte blos: Ihr seid doch Schurken; ich habe es euch nun so deutlich gesagt, ihr sollt für diese Lumperei sorgen.

Immer hatten zwei Bediente im königlichen Vorzimmer die Nachtwache. Einer davon saß an der Thür, und wenn der König aufwachte und rief, brachte er ihm ein Glas Wasser.

Wenig Jahre vor des Königs Ableben war einmal der Bediente, der das Wasser brachte, so unvorsichtig, daß er den König, der gerade in einem starken Schweisse lag, über und über begoß. Durch diese schleunige

Er-

Erkältung ward der König mit einer nicht geringen Unpäßlichkeit befallen; allein so scharf vielleicht ein Privatmann die Unvorsichtigkeit seines Bedienten geahndet hätte, so dachte der König nicht weiter daran, als er einmal gleich bei der That einige Schimpfwörter gegen den Bedienten ausgestoßen hatte.

Viermal im Jahre pflegte sich der König die Ader öfnen zu lassen, und bediente sich dazu gemeiniglich eines Kompagniefeldscheers von der Leibgarde, oder eines Kammerhusaren, der etwas von der Chirurgie verstand. Derjenige, der dem König zur Ader lassen sollte, mußte nicht geringe Dreistigkeit haben; theils, weil er die dazu gewählten Leute äußerst scharf ansah und anredete; theils, weil schon seine Person allein einen starken Eindruk machte, der leicht außer Fassung bringen konnte. Der König hielt den Teller

selbst,

selbst, um das Blut aufzufangen, und ward darüber nicht unwillig, wenn die Ader das erstemal nicht getroffen wurde, ob er es gleich gern sah, wenn der Wundarzt geschikt und geschwind bei der Sache war. Er bezahlte jedesmal einige Friedrichsd'or dafür. Eben so wählte der Monarch zum rasiren keine besondere Subjekte, und nahm, wenn einer seiner Barbiere abging, den ersten den besten, der in der Nähe war.

Der König hatte eine Menge Kammerherren, von denen er die wenigsten sah, ja von denen er die meisten nicht einmal kannte, er sagte daher einst im Scherze: ich habe so viele Kammerherren, als Tage im Jahre, und wenn ich einen brauche, ist keiner da.

Ein andermal sagte er während des Karnevals, da ein großer Ball bei Hofe seyn sollte, zu dem verstorbenen Generallieutenant von Rammin: Höre er doch Rammin! ich gebe morgen einen großen Ball; invitire er doch meine Kammerherren dazu. „Wer sind die, Ew. Majestät?" fragte Rammin. Ei! erwiederte der König: weiß er denn nicht? meine Fähnriche aus der Garnison.

Der König bemerkte, vermöge seiner Scharfsichtigkeit, daß sich während und nach dem siebenjährigen Kriege, die Sitten Berlins, besonders in Absicht des so schädlichen Luxus, sehr verschlimmert hatten. Dieser so allgemein werdende Luxus, die Zügellosigkeit im Denken und Reden, in der Kleidung, in den Geberden und Handlungen stach zu sehr gegen das Betragen ab, welches die Berliner unter der Regierung seines Herrn Vaters

ters beobachtet hatten. Der König soll daher einst, da eben über Berlin und dessen Bewohner gesprochen wurde, zu einem seiner Vertrauten gesagt haben: ich wollte den kleinen Finger an jeder Hand darum geben, wenn die Berliner noch so dächten, wie zu meines Vaters Zeiten.

Einige behaupten, der König habe die Rolle des shakespearschen Hamlet studirt, und nachgeahmt. Wer das Schauspiel Hamlet, und das Leben des Königs genau kennt, wird sich leicht entwikkeln können, welche Maximen er daraus anwendbar gefunden hat.

Als man ihm erzählte: daß dies Stük in Berlin vielmal auf dem Theater gegeben werde, und daß sich jedesmal überaus viele Zuschauer einfänden, machte er eine unzufriedene Mine, und sagte: ich weiß nicht, warum das närrische Volk nach dem

Dinge

Dinge läuft; sie müssen wenig zu thun haben.

Ein Mann, Namens Dietrich, der eine ansehnliche Leibesgröße hatte, redete einst den König mit folgenden Worten an: kleiner Gott! großer Friedrich! der König antwortete geschwind: kleiner Narr! großer Dietrich! ging geschwind weg, und ließ den Supplikanten bestürzt stehen.

Der König wies Projekte, die auf Bedrückung seiner Unterthanen hinausliefen, jedesmal ab, besonders wenn ihm gegründete Vorstellungen dagegen gemacht wurden. Einst that ihm jemand den Vorschlag: daß er in den Provinzen Magazine anlegen möchte, wohin der Landmann die gewonnenen Erdäpfel bringen sollte. Aus diesen Vorrathshäusern sollten sie dann wieder verkauft, und zugleich Fabriken angelegt werden, in denen man Puder und Stärke aus diesen Produkten

verfertigte. Der Plan versprach dem Könige großen Nutzen; da er ihn aber seinem Generaldirektorium zum gutachtlichen Bericht mittheilte, und dieses deutlich bewies, daß die Ausführung eines solchen Projekts allgemeinen Druck des Landmanns und der Armuth verursachen würde, verwarf er es und wollte nichts mehr davon wissen.

Ein Italiäner überreichte dem Könige ein andres Projekt, nach welchem er das Opernwesen, gegen eine ansehnliche Summe, in Pacht nehmen wollte. Der König sprach hierüber mit dem berühmten Quanz. Dieser sagte bloß: Sehr gut; aber dann müssen Ew. Majestät auch die Ueberschrift des Berlinischen Opernhauses (Fridericus Rex Apollini & Musis) wegnehmen lassen. „Daß sich der Kerl (der Italiäner) ja nicht wieder

vor mir sehen läßt," sagte der König mit Heftigkeit, und brach die Unterredung schleunig ab.

Wir haben bereits erwähnt, daß der König die Hunde liebte. Gemeiniglich waren es Windspiele, mit denen er sich oft zu belustigen pflegte. In seinen Zimmern lagen kleine lederne Bälle, die er ihnen vorwarf, und mit denen er sie spielen ließ. Die Hunde begleiteten ihn auf seinen Spaziergängen in Sanssouci, zur Tafel, und die besondern Lieblinge sogar in sein Kabinet und ins Bett. Eines Abends schrieb der König in wichtigen Angelegenheiten emsig, und länger als er sonst zu thun pflegte. Der Lieblings-Hund, der die Stunde wußte, um welche der König zu Bett zu gehen pflegte, und dem die Zeit zu lang dauerte eh' es geschah, sprang hinten

auf den Stuhl, zog ihm die Feder aus der Hand, sprang darauf wieder herunter, und sah den König an. Dieser war zu sehr in seine Beschäftigungen vertieft, als daß er den feinen Streich des Hundes hätte bewundern sollen; er scheuchte ihn vielmehr weg, nahm die Feder wieder und arbeitete weiter fort. Aber nicht lange, so wiederholte der Hund seine Manoeuvres. Der König fing darüber an laut zu lachen, und sagte: Du hast Recht; es ist Zeit zu Bett zu gehen, komm nur!

Einem ehrbaren Mann, den der König zu sich hatte rufen lassen, um sich mit ihm über verschiedene Sachen zu besprechen, begegnete ein sonderbarer Vorfall. Indem er vor dem Monarchen stand und mit großer Zierlichkeit etwas zu beweisen bemühet war,

sprang der Favorithund des Königs auf einen nahe stehenden Tisch, und rückte dem ehrlichen Manne die Perücke von der rechten zur linken Seite. Dies brachte ihn außer Fassung, und er fing an zu stottern. Der König jagte den Hund fort. Der Redner erholte sich etwas, und fing wieder an zu sprechen; aber nicht lange, so kam der Hund wieder, und zog ihm seinen stattlichen Haarschmuck von der linken auf die rechte Seite. Nun war er ganz außer sich; durfte sich aber seinen großen Unwillen nicht merken lassen. Der König hingegen lachte herzlich, und sagte: Sieht er wohl, er hat Unrecht; mein Hund weiß es sogar, und erinnert ihn, die Wahrheit zu reden.

Neben dem königlichen Schlosse zu Sanssouci ist ein besonderer Ort zur Begräbnißstätte für die Hunde des Königs. Ueber jedem

Körper

Körper eines Hundes liegt ein länglichter Quaderstein, worauf bloß der Name des verstorbenen Huudes eingehauen ist.

Als der König Westpreußen bekam, befand sich unter seinen Vasallen ein gewisser Graf, der mit den neuen Einrichtungen in dieser Provinz sehr unzufrieden war, und vorgab, er hätte dabei viele seiner Güter verlohren, und ihm wäre großes Unrecht geschehen. Kurz darauf kam der König selbst nach Westpreußen. Die Stände und der Adel versammleten sich, um sich dem neuen Landesherrn vorzustellen; nur dieser Graf war dazu nicht zu bewegen. Kaum war aber der König angelangt, so fragte er sogleich nach dem Grafen, und als dieser nun gern oder ungern kam, sprach der König mit ihm auf die leutseligste Art, fragte ihn mit vieler Ge-

nauigkeit nach Umständen, die seinen Vater, Großvater, seine Voreltern und Verwandte betrafen, und wußte dabei so viele specielle Umstände von ihnen anzuführen, daß der Graf darüber ganz erstaunt da stand, und einmal über das andere ausrief: ah Sire, quel memoire! quel memoire! — Hierauf fragte der König den Grafen, ob er sich nicht, da er ein reicher Mann sei, ein bequemes und gutes Landhaus bauen wolle, um seinen Landsleuten dadurch ein Beispiel zur Nachfolge zu geben. Zugleich theilte er ihm verschiedene Ideen mit, wie solches am besten geschehen könnte, und entließ ihn mit vieler Gnade. So viele Vorurtheile der Graf bisher gegen den König gehabt hatte; so entzükt war er jetzt über ihn, und rühmte seine Größe und seine Herablassung gegen alle seine Bekannte und Freunde.

Ein besonderes Beispiel von Grosmuth gab der König im ersten schlesischen Kriege, da er im Lager gegen die kaiserliche Armee stand. Man brachte ihm einen verkleideten Spion, der ohne Weitläuftigkeiten gestand, daß ihn die Feinde mit dem Auftrage ins preußische Lager geschikt hätten, er solle die Stärke und Anzahl der Regimenter erforschen. Auf Befehl des Königs mußte der Mensch sich auf ein Pferd setzen; zwei Husaren mußten ihn in die Mitte nehmen, und so das Lager an den beiden Treffen herauf und herunter, durchreiten. Bei einem jeden Regimente mußte ihm dessen Namen deutlich gesagt werden. Da dies alles geschehen war, und der Spion nun glaubte, man würde ihn zum Lohn seiner bösen That an dem ersten dem besten Baum aufknüpfen, schickte ihn der großmüthige Friedrich aus dem Lager,

mit den Worten: Du kannst nun hingehen und erzählen, was du gesehen hast.

Wir haben in diesen Sammlungen schon öfters angemerkt, daß der König in seinen letzten Lebensjahren mißtrauisch geworden war, und von vielen in seinen Diensten stehenden Personen glaubte und äußerte, er werde von ihnen hintergangen und betrogen. Wirklich ist dieser große Monarch, bey aller seiner Scharfsichtigkeit, zuweilen hintergangen und betrogen worden. Verschiedene Beispiele davon sind noch in frischem Andenken; aber wenn Unterschleife und Veruntreuungen bekannt wurden, bestrafte der König die Verbrecher selten einmal so streng, als sie es verdienten.

Vorher, besonders in den Jahren vor 1756, hatte er sehr oft gegen diesen oder

jenen

jenen ein solches Vertrauen, daß es ihm ganz unmöglich war, nur das geringste Mißtrauen in ihn zu setzen.

Er überließ sich ihnen daher nicht allein ganz unbedingt, sondern verstattete auch in vielen Fällen nicht einmal die festgesetzte und ordnungsmäßige Untersuchung und Nachrechnung.

Als der Direktor der Königlichen Schauspiele, der Baron von Sweerts, gestorben war, wollte man eine eigene Kommission niedersetzen, welche seine Papiere und Rechnungen durchsehen sollte. Da man von dem Könige verlangte, er möchte diese Kommission autorisiren, so sagte er: Ei was! — ich will nicht, daß man nach dem Tode dieses ehrlichen Mannes in seinen Papieren herumwühlen und seine Erben beunruhigen soll; ich weiß, daß er ehrlich gewesen ist, und dechargire ihn hiermit.

Der Generalmajor von der Artillerie, Beauvray, hatte zu einem gewissen Geschäft eine Summe von zehntausend Thaler aus den königlichen Kassen empfangen. Als die Ausgaben bereits geschehen waren, forderte man diesem treuen Diener des Königs, der übrigens mit der Landesverfassung nicht sonderlich bekannt sein mochte, Rechnung über die Anwendung der gedachten Summe ab. Beauvray nahm ein Blatt Papier, und setzte darauf: Zehntausend Thaler empfangen, zehntausend Thaler ausgegeben. Man war hiermit, wie natürlich, nicht zufrieden, und berichtete deshalb an den König. Dieser antwortete: **Laßt mir den ehrlichen Mann mit Frieden, ich dechargire ihn.**

Ein

Ein gewisser Kriegsrath, der während des siebenjährigen Feldzuges viele Geschäfte bei der Armee des Königs, und außerdem eine starke Kasse unter sich gehabt hatte, bat den König, nach Endigung des Krieges, er möchte die Gnade haben, zu befehlen, wem er seine Rechnungen ablegen sollte. Der König antwortete ihm: Niemanden; ich kenne euch als einen treuen und zuverlässigen Mann, und ertheile euch hiermit die nöthige Decharge. So gnädig der König gegen den Kriegsrath war, so gerieth dieser doch in einige Verlegenheit; er hatte nemlich Vorschüsse gethan, und konnte sich nun wegen derselben nicht mehr melden.

Es ist bekannt, daß der König im Jahr 1768 eine Reise nach seinen Westphälischen Staaten unternahm. Zu Wesel kamen

vier

vier Deputirte von der Republik der vereinigten Niederlande zu ihm. Einer von ihnen wollte eine Rede an den König halten. Dieser unterbrach ihn aber sogleich, und sagte: Ich kenne die guten Gesinnungen schon, welche Ihro Hochmögenden gegen meine Person hegen; ich habe aber jezt keinen Staatssekretair bei mir, der sie erwiedern könnte, und werde den alten General Wylich dazu brauchen. Ich bitte Ihro Hochmögenden nur um Entschuldigung, wenn der Styl militairisch sein wird; indeß schreiben Soldaten gern wie sie's meinen.

Aus Leutseligkeit erlaubte der König, als Kronprinz, manchen Leuten ohne Geburt, wenn sie nur munter waren, daß sie sich ihm nähern durften. Dies hatte sie so dreist ge-

macht, daß sie glaubten, wenn der Prinz den Thron bestiege, so würde er ihnen allerlei Ausschweifungen und Thorheiten nachsehen. Allein diese Herren betrogen sich; denn da gleich nach seinem Regierungs-Antritt einige von ihnen in Charlottenburg verschiedenen Unfug anrichteten, und unter andern den dasigen Einwohnern die Fenster einschlugen, ließ er sie, sobald es ihm angezeigt worden war, arretiren, und als Stöhrer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit bestrafen, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß er sie ehedem seines Umgangs gewürdigt hatte.

Nach der Schlacht bei Molwitz stand der König eine Zeit lang im Lager bei Strehlen. Er selbst hatte sein Quartier in dem dasigen herrschaftlichen Schlosse genommen, welches einer verwitweten Dame aus einer vor-

nehmen

nehmen Familie gehörte. Durch ein Versehen der königlichen Bedienten brach in der Nacht plötzlich Feuer aus. Die Besitzerin des Schlosses war vor Schrecken außer sich, und suchte nur in aller Eil ihre Kostbarkeiten zusammen. Sie hatte auch schon einen Theil davon in ihrem Hemde vor sich, als es ihr einfiel, daß es doch gut und Pflicht wäre, ihrem hohen Gaste die Gefahr, worin er schwebte, zu entdecken. Ohne daran zu denken, daß sie im bloßen Hemde war, lief sie nach des Königs Zimmer, trat vor sein Bette, wekte ihn auf, und bat ihn mit den wehmüthigsten Ausdrücken, er möchte sich doch, so bald als möglich, in Sicherheit setzen. Der König gerieth über den Aufzug seiner Wirthin in Erstaunen; aber bald ward er ihm lächerlich, und er versicherte ihr, sie könne ganz ruhig sein, indem er schon für seine Person sorgen wolle; sie möchte nur auf sich

selbst

selbst bedacht sein, da sie noch unangekleidet wäre. Nun erinnerte sich die Dame, daß sie unbekleidet war, und erschrack sehr. Der König lächelte hierüber und sagte endlich: Madame, ich bitte Sie, verlassen Sie mich. Kömmt jemand, so wird er glauben, ich suche Ihren seligen Gemahl zu kränken.

Nicht lange vor seinem Tode nahm der König öfters Besuche von Personen seines Hauses, oder von Männern an, denen er besonderes Vertrauen geschenkt hatte. Unter den letztern war auch der Graf v. . . dessen bereits in diesen Sammlungen gedacht worden, und mit dem der Monarch öfters sehr munter zu scherzen pflegte. Eines Tages lenkte der König bei der Tafel das Gespräch auf Geistererscheinungen, und auf die Mög

lich

lichkeit, sie hervorzubringen. Man behauptete gegen den Monarchen, daß diese Kunst sehr zu bezweifeln sei, und mehrentheils auf Vorurtheilen beruhe. Der König bemerkte, daß sich der Graf in das Gespräch eingelassen hatte, und behauptete nun auf einmal kathegorisch, die Sache sei nicht so ganz unzuverlässig, es gebe wirklich Personen, welche diese Kunst verständen. Er selbst verstehe sie, habe aber nie Gebrauch davon gemacht, weil es wenig Personen würden ertragen können, einen Geist zu sehen. — Nicht wahr mein lieber Graf ..., Er würde artig laufen, wenn ich Ihm einen Geist zeigte? — Verzeihen Ew. Majestät, erwiederte dieser, Sie wissen nur zu gut, daß mir das Herz am rechten Orte sitzt, ich denke es durch Proben erwiesen zu haben, und ich werde mich vor nichts fürchten, wenn man mir auch den Teufel selber zeigte. Der König lächelte hier-

über, und versicherte mit vieler Beredsamkeit, es sey keine Kleinigkeit, einer Geistererscheinung kaltblütig beizuwohnen. Ein anderer hoher Gast, dem der König die Rolle, welche er bei diesem Spaße spielen sollte, schon vorher aufgetragen hatte, fing nun an, der Sache Beifall zu geben und dringend zu bitten, der König möchte ihnen doch eine Probe von dieser so großen Kunst zeigen. Der Graf stimmte mit bei. Endlich erklärte sich der König nach einigen wiederholten Weigerungen: er wolle es zwar thun, heute sei es aber zu spät; morgen nach der Tafel würde er die Gesellschaft wirklich einen Geist sehen lassen.

Am folgenden Tage, gegen das Ende der Mahlzeit, erinnerte einer von den Gästen den König an sein Versprechen. Dieser war nach einigen kleinen Ablehnungen bereit es zu erfüllen. Nachdem die Tafel aufgehoben war, ließ der König alle Bediente hinaus-

gehen, nahm darauf einen kleinen schwarzen Stab, sagte einige unverständliche Worte, und machte mit dem Stabe verschiedene Kreise in der Luft und auf die Erde. Dann befahl er dem Grafen die Thür zum nächsten Zimmer zu öfnen. Kaum war dies geschehen, so fuhr der Graf vor Schrecken zurück, ward blaß und konnte kein Wort sprechen. Er sah in dem geöfneten Zimmer seine eigene Gemahlin, weiß gekleidet, mit langsamen Schritten einhergehen, still stehen und ihn scharf anblicken. Der Graf wußte zuverlässig, daß seine Gemahlin verreiset und an einem beinahe sechszehn Meilen entlegenen Ort war, und es war ihm also unbegreiflich, daß sie nun auf einmal hier sein sollte. (Der König hatte nemlich die Gräfin mit Extrapost nach Sanssouci holen, und zu dieser Scene vorbereiten lassen.) Nachdem er den Grafen lange genug in Erstaunen gelassen,

sagte

sagte er: nun, wie steht es mit seiner Herzhaftigkeit? gehe er doch hin und umarme er den Geist, der ihm wohl bekannt sein muß. Ich habe ihn schonen wollen, deshalb zeige ich ihm einen vertraulichen Geist. Der Graf ging endlich, auf wiederholten Befehl des Königs, auf seine Gemahlinn zu, umarmte sie, und ward nun überzeugt, daß ihm der König einen drolligten Streich gespielt habe.

Der König belohnte alte Officiere, deren Tapferkeit er kannte, oft auf eine überraschende Art, wenn sie schon glaubten, er habe sie längst vergessen.

Bei dem jetzigen von Kenizschen Regiment, stand ehedem ein Kapitain, der sich im siebenjährigen Kriege außerordentlich brav gehalten hatte, darüber aber stark zusammen-

geschossen worden war. Nach dem Frieden nahm er mit Majorscharakter seinen Abschied, und erheiratete mit einer reichen Witwe ein ansehnliches Gut bei Breslau. Hier lebte er in Frieden, und dachte gar nicht daran, daß der König sich seiner noch erinnere. Allein der König schrieb ihm wenig Jahre vor seinem Ende, ungefähr in folgenden Ausdrücken: "Er freue sich, daß der Major noch lebe; er habe ihn noch in gutem Andenken behalten, da er ihm gut gedienet habe; diese Dienste wären bis jezt immer noch unbelohnt geblieben, aber es wäre ihm auch recht wohl bekannt, daß er sich in guten Umständen befinde, und Gnadenbezeugungen eben nicht sonderlich nöthig habe, welches ihm recht sehr lieb sei; doch schenke er ihm jezt die Postmeisterstelle zu Stolpe; er würde sie zwar als wirkliche Bedienung nicht selbst annehmen; das thäte aber nichts zur Sache; diese Stelle wäre von

ansehn-

ansehnlichem Werthe; er könne sie verkaufen, möchte aber zusehen, daß er ein gutes Stück Geld dafür baar bekäme, und außerdem noch eine jährliche Pension übrig behielte. Zugleich befahl ihm der König nach Potsdam zu kommen. Der Major kam: Der König lobte ihn nochmals wegen seiner wohlgeleisteten Dienste, und rieth ihm, wohl zuzusehen, daß er die erwähnte Postmeisterstelle gut an Mann brächte.

Der Major erhielt dafür 10000 Thaler baares Geld, und 500 Thaler jährliche Pension.

Friedrich der zweite hatte vor dem jetzigen von Lichnowskyschen Infanterieregiment, dessen Tapferkeit er in so vielen Fällen, und besonders in den Schlachten bei Soor, Prag, Leuthen, Zorndorf, Lignitz und Torgau erprobt hatre, eine ganz besondere Ach-

tung, welche er bei vielen Gelegenheiten äußerte. Einst ritt er während des baierischen Erbfolgekrieges, mit einem hohen Begleiter durch das Lager seiner Armee, und sagte, da er zu dem erwähnten Regiment gekommen war: Wenn ich Soldaten sehen will, muß ich dies Regiment sehen.

Bei der Specialrevue im Thiergarten bei Berlin, 1783, da die Regimenter aus der Berlinischen Garnison, wie gewöhnlich, nach ihrer Anciennität hinter einander standen, ritt der König, nachdem er das Bornstedtsche und Braunsche Regiment besehen hatte, um die darauf folgenden Regimenter herum, und musterte das damalige Thünasche Regiment. Seit dieser Zeit behielt dies Regiment den Vorzug vor älteren Regimentern der Berlinischen Garnison. Das Grenadierbat-

taillon, welches mit aus den zwei Grena-
dierkompagnien dieses Regiments bestand,
stets brave Anführer hatte, und sich bei allen
Gelegenheiten sehr hervorthat, bekam im
siebenjährigen Kriege, da es schon im Begriff
war, die angewiesenen Winterquartiere zu
beziehen, vom Könige Befehl, wieder vor-
wärts gegen den Feind zu marschiren. Auf
dem Marsche ritt der König neben dem Bat-
taillon, als ein Grenadier heftig zu fluchen
anfing, und unter andern laut sagte: das weiß
der Teufel und die Hölle, was wir gethan
haben, daß wir immer vor müssen, indes
andere ruhig auf der Bärenhaut liegen kön-
nen! Der König hörte dies und sagte: seid
nur ruhig Kinder, ihr sollt dafür desto
bessere Winterquartiere haben. "Fritz!
rief der Grenadier, wenn du nur nicht lügst!"
Nein, wahrhaftig nicht, versetzte der
König im treuherzigsten Tone, ich halte

 Wort."

Wort." „Nun dann wollen wir den Teufel aus der Hölle jagen," riefen die Grenadiere.

Eine Menge Officiere des gedachten Regiments hatten sich rühmlichst hervorgethan. Ich nenne hier bloß aus dem siebenjährigen Kriege die Obristen von Stechow, von Benicke, von Butzke und von Rathenow, welche an ihren in verschiedenen Schlachten empfangenen Wunden starben; den Major von Wedel, der in der Schlacht bei Zorndorf blieb; den Generallieutenant von Forkade, dessen bereits in einem anderen Stücke dieser Anekdotensammlungen erwähnt worden ist. Der König erinnerte sich dieser Männer stets sehr dankbar, nahm sich ihrer Kinder an, und erwähnte ihrer Verdienste bei vielen Gelegenheiten. So gab er, z. B., im Jahre 1766

dem

dem Sohn des ehemaligen Obristen vom Forkadeschen Regiment, von Benicke, (jetzigem Regierungspräsidenten in Aurich) zu seiner Erziehung 100 Thaler jährliche Pension, und erließ deshalb folgende Kabinetsordre an das Generaldirektorium:

„Nachdem Seine Königliche Majestät „allergnädigst resolvirt haben, den von dem „verstorbenen Obristen von Benicke hin„terlassenen Sohn allhier, in Considera„tion, daß gedachter dessen Vater „Höchstdenenselben als ein braver „und rechtschaffener Officier, auch red„licher Mann, gedienet hat, zu seiner „Erziehung und Unterhalt eine jährliche „Pension von Ein Hundert Rthlr. von den „kleinen bey der General-Domainen- oder „General-Kriegs-Casse vacanten Pensio„nen, die annoch zu Dero anderweitigen „Disposition stehen, zu accordiren; als

„machen Sie solches Dero General-Direk-
„torium hierdurch bekannt, mit Befehl,
„das weitere deshalb zu verfügen."

Berlin, den 26sten Januar 1766.

An das General-Direktorium.

Friedrich.

Der verstorbene königliche Tenorsänger bei der Oper, Romani, liebte den Trunk, und beging oft, wenn er berauscht war, Unanständigkeiten und Ausschweifungen. Der König, der ihn als Sänger sehr schätzte, gab sich viele Mühe ihm seinen Fehler abzugewöhnen; allein nach verschiedenen Versuchen fand er, daß es nur noch ärger damit ward. Einst befand sich der König in einer Generalprobe. Beinahe eine Stunde hatte er vor dem Orchester gestanden und zugehöret, als es ihm mit einemmale einfiel, auf das Thea-

ter zu gehen, um den Sängern etwas zu sagen. Von ungefähr kam er an ein Kabinet, worin Romani bei einer Bouteille rothen Wein saß und einen Kapaun mit vielem Appetit verzehrte. Der König sprach indem laut und heftig. Romani hörte dies, gerieth in Furcht, und bildete sich ein, der König werde nun gerade in sein Kabinet kommen. Er nahm den Wein unter den Arm, den Kapaun in die Hand, und sprang eilig in einen leeren Schrank, worin man die Kleider für die Opernsänger aufzuhängen pflegte. Da aber der Schrank nicht fest stand, und durch Romani's heftige Bewegung aus dem Gleichgewichte kam, so fiel er mit ihm um. Er zerbrach im Falle die Bouteille, und begoß sich mit dem rothen Weine über und über. Indeß sollte er nicht lange nachher auftreten. Man suchte ihn überall und konnte ihn nicht finden. Der König ward darüber böse,

und befahl ernstlich, den Sänger herbeizuschaffen, folgte auch selbst den Suchenden. Endlich kam man in das Kabinet; man sah den umgefallenen Schrank, hörte ein Geräusch darin, hob ihn auf, und — Romani kam in der abentheuerlichsten Gestalt zum Vorschein. Das Gesicht war mit Pontak überzogen und dadurch ganz unkenntlich geworden. Der König lachte, und sagte auf italiänisch: Ha Monsieur Romani! womit man sündigt, damit wird man gestraft.

Als nach dem siebenjährigen Kriege die Oper Dido zum erstenmale auf der Berlinischen Opernbühne gegeben wurde, hatte Romani in derselben die Rolle des Mohrenkönigs Garba. Bei der Vorstellung hatte er sich betrunken, und konnte nicht singen, fing

auch

auch sogar einigemal an zu taumeln. Der König ward darüber aufgebracht, und befahl nach Endigung der Oper, man solle den lüderlichen Mohrenkönig, wie er sich ausdrükte, nach dem Neuen Markte (der Hauptwache) bringen. Dahin ward er in seiner Theaterkleidnng, zwischen einigen Grenadieren, gebracht, und so führte man ihn auch bei der nächsten Oper nach dem Opernhause. Durch diese Züchtigung ward er auf eine kurze Zeit gebessert, des Königs Zorn aber bald besänftigt.

Der König richtete sein scharfes Auge schnell auf alle Gegenstände, und suchte gleich Gutes zu stiften, wo es auch immer sein mochte. So entgingen auch in der Oper die Chorschüler seiner Aufmerksamkeit nicht. Einst fand er einen jungen Menschen unter ihnen, dessen Bildung ihm besonders gefiel. Er

ließ ihn zu sich ins Parterre holen, und fragte ihn nach seiner Herkunft, seinen Vermögensumständen rc. Als der Schüler, der eines armen Schusters Sohn war, auf alle diese Fragen dreist und richtig antwortete, fragte der König ihn weiter: ob er Lust zur Musik habe? da der junge Mensch dies bejahete, versprach der König dafür zu sorgen, daß er etwas rechtes lernen sollte, wenn es sein Ernst wäre, setzte ihm auch wirklich eine jährliche Pension aus, und ließ ihn von einem seiner Kammermusiker in der Musik unterrichten. Dieser Mensch studirte nachher, bekleidet jetzt eine Justizbedienung in Preußen, und wird sich eines so gnädigen und wohlthätigen Monarchen gewiß mit dankbarem Herzen erinnern.

Der König liebte die feinen französischen Weine, uud pflegte sich bisweilen darin munter zu trinken. Dann begegnete er den Personen, welche um ihn waren, mit ganz vorzüglicher Güte; aber niemals hat er sich wirklich berauscht, so daß er dann seinen Grundsätzen zuwider gehandelt hätte. Einer seiner Kammerdiener wollte gern heirathen. Schon oft hatte er den König deshalb angelegen, jederzeit aber eine abschlägige Antwort erhalten. Eines Tages hatte der König ein Glas Wein mehr, als gewöhnlich getrunken, war äußerst aufgeräumt und scherzte mit seinen Leuten, besonders mit dem gedachten Kammerdiener. Dieser wollte die gute Laune des Monarchen nicht ungenützt verfliegen lassen. Er bat also den König um die Einwilligung zu seiner Heirath. So lustig der Monarch gewesen war; so ernsthaft ward er auf einmal, und sagte:

glaubst

glaubst du Narr, daß du jetzt mit mir machen kannst, was du willst? fort mit dir und deiner ...., ich will nichts mehr davon wissen.

War der König zur Karnevalszeit in Berlin gegenwärtig, so mußte täglich der Hauptmann von der Schloßwache um 9 Uhr Abends Rapport von Allem abstatten, was in der Residenz ein- und auspassirt war, und sich sonst ereignet hatte. Die wachthabenden Officiere an den Stadtthoren waren zu dem Ende angewiesen, dies alles an den wachthabenden Hauptmann von der Schloßwache zu berichten, welcher denn dergleichen Anzeigen sammlete, eine genaue Generalspezifikation davon anfertigen ließ, und sie dem Könige zu gedachter Zeit überreichte. Dadurch lernte der König nach und nach seine

Officiere

Officiere kennen, (weshalb auch ein besonderer Befehl erging, daß während der Karnevalszeit die Schloßwache von allen Kapitains der Berlinischen Regimenter nach und nach bezogen werden sollte,) und war im Stande ihre Fähigkeiten zu beurtheilen.

Der Hauptmann ließ sich im Vorzimmer melden, und mußte dann in des Königs Zimmer kommen. Der König befand sich in seiner gewöhnlichen vollständigen Kleidung, und hatte den Degen an der Seite. Er empfing darauf den Rapport, sah ihn durch, fragte den Officier nach seinem Namen, seiner Familie, Dienstzeit, welche Kampagnen er mitgemacht, u. s. w. Waren Rekruten einpassirt; so wollte der König wissen, was es für Landsleute wären, welche Größe sie hätten, und zu welchen Regimentern sie kommen würden. Hauptsächlich kam es aber darauf an, wie der Monarch disponirt war. Hatte er gute

Laune; so that er detaillirte Fragen vn den Officier, und prüfte dadurch die Geistesgegenwart desselben. Z. E. er fragte: wie viel das Getraide gelte? wie hoch der Wasserstand wäre? (Ein Officier den er einmal fragte: ob das Wasser hoch stände? antwortete: nicht so hoch wie im vorigen Jahre. — Man muß bemerken, daß im vorhergegangenen Jahre das Wasser eine ungewöhnliche Höhe hatte. Der König lächelte, und antwortete: Ja, da hat Er Recht; das weiß ich.) oder, er erkundigte sich nach den Familien und deren Vermögensumständen. Es ist unglaublich, wie genau der König die adelichen Familien in seinen Staaten, ihre Verbindungen und ihre Lagen kannte. Manchen von ihnen konnte er oft mehr davon sagen, als sie selbst wußten. Es gab daher auch wirklich Männer in der Armee, die ihr Leben für die Behauptung gelassen hätten, der König

wisse

wisse Alles, und sei in seinen Aussprüchen untrüglich.

Die Hauptabsicht des weisesten Königs bei dieser Prozedur war nun wohl vorzüglich, seine Officiere dahin zu bringen, daß sie sich nicht allein Mühe gäben, ihren Dienst kennen zu lernen, sondern sich auch mit andren Sachen bekannt zu machen. Er war daher auch schon mit dem guten Willen, und sehr oft mit einer bloßen Antwort zufrieden, wenn sie gleich nicht auf seine Frage passend war, und nur Gegenwart des Geistes verrieth. Konnte ihn Jemand durch Witz oder Scharfsinn überraschen, so war gewiß sein Glück gemacht. Er bemerkte einen solchen Mann sehr genau, und zog ihn bei einer Gelegenheit hervor, wo er es am wenigsten vermuthete. Diejenigen verfehlten gewiß ihren Zwek, die sich auf vermuthliche Fragen des Königs gefaßt machten, und vorher mit dem

Könige in Gedanken sprachen. Gemeiniglich legte er ihnen Fragen vor, auf die sie nur vermöge einer natürlichen Geistesgegenwart schicklich antworten konnten.

Im siebenjährigen Kriege marschirte der König einmal in Schlesien durch ein Dorf. Am Ausgange desselben stand ein Bauerweib, die einen Korb mit sehr schönen Aepfeln trug. Der König, der das Obst sehr liebte, nahm im Vorbeireiten einen davon, und sagte zu seinem Pagen: gieb der Frau einen Friedrichs-d'or. Als die Frau das Goldstück bekam, gerieth sie in Erstaunen und Freude, eilte dem König nach, und rief: o Ew. Majestät, nehmen Sie doch den ganzen Korb mit Aepfeln, Sie haben mich zu gnädig bezahlt! Der König winkte ihr, zurück zu bleiben, und sagte: geht nur, geht nur, ich habe genug. Nun,

wenn's einem solchen gnädigen Herrn nicht gut gehen sollte, so möchte ich nicht länger leben! Denken Sie an mich Ew. Majestät, Sie werden vergnügt und gesund hieher wieder zurückkommen!" Nach einigen Wochen, da die Feinde allenthalben vertrieben, und Schlesien von ihnen befreyet war, kam der König wieder durch das Dorf, um nach Breslau zu gehen. Das Weib stand am Eingange des Dorfs, und hatte wieder einen Korb mit den auserlesensten Aepfeln. Sobald der König ihr nahe war, ging sie auf ihn zu, reichte ihre Aepfel dar, und sagte: ich hab's Ew. Majestät wol prophezeit, daß Sie vergnügt und gesund wieder zurückkommen würden, und ich freue mich herzlich, daß der liebe Gott mein Gebet erhört hat. Aber, nun nehmen Sie auch hübsch ein Aepfelchen mit, das wird Sie recht laben, denn es ist schönes liebes Obst. Der König lächelte, nahm zwei

Aepfel aus dem Korbe, und wollte der Frau wieder etwas bezahlen lassen; allein sie rief: behüte Gott Ihre Majestät, Sie haben mir das lezte Mal viel zu viel gegeben; erlauben Sie nur, daß ich die übrigen Aepfel den Herren da geben darf. Hierauf bot sie ihre Aepfel dem Gefolge des Königs dar, und rief dem Könige immer nach: gesegne Sie Gott! gesegne Sie Gott Ihre Majestät. Der König war über die Treuherzigkeit des armen Weibes so gerührt, daß er zu Ziethen, der neben ihm ritt, sagte: wenn doch alle Schlesier so gegen mich dächten! — Bezahlen Sie ihnen nur die Aepfel so gut, wie dem Weibe, erwiederte Ziethen, so werden sie Ihnen Komplimente genug machen.

Als der bekannte General von Walrawe zu Magdeburg gestorben war, fragte der

Komman-

Kommandant dieser Festung bei dem Könige schriftlich an, wo er begraben werden sollte? Der König antwortete darauf: wo man will; nur nicht innerhalb der Festungswerke, weil ich glaube, daß er auch noch nach seinem Tode daselbst unnütz werden könnte.

Es ist bekannt, daß der Generalfeldmarschall Graf von Schwerin einmal die Armee des Königs verließ, sich auf seine Güter begab, und daselbst als ein Privatmann lebte. Der König war darüber unzufrieden, äußerte es aber nicht, und nahm dagegen den größten Gleichmuth an. Lange nachher traf der König den Bruder des Generalfeldmarschalls, den Landjägermeister Grafen von Schwerin, in der Redoute an, und sagte zu ihm: was macht sein Bruder, Schwerin? — Er befin-

det sich ganz wohl auf seinen Gütern, antwortete der Landjägermeister, und beschäftigt sich mit Verbesserung derselben. Grüße er ihn doch, fuhr der König fort; es ist ein braver verdienstvoller Mann, das ist wahr; allein er ist auch eigensinnig, und vergißt, daß ich König bin.

Als der König den Generalfeldmarschall von Keith nach der Schlacht bei Lowositz fragte: was er davon für eine Meinung fälle? — antwortete dieser mit großer Freymüthigkeit: "es war eine königliche Schlacht; hätte sie ein General geliefert, so könnte er dabei verdienet haben, daß ihm der Kopf vor die Füsse gelegt worden wäre. Wenn Ew. Majestät so gegen die Russen fechten wollen, so werden Sie immer geschlagen werden." Der König, der noch nicht wider diese Nation gefoch-

fochten hatte, schrieb nach der Schlacht bei Zorndorf an den Generalfeldmarschall: ich habe die Russen gesehen und geschlagen, fand aber wilde Thiere vor mir.

Als das neue Palais bei Potsdam gebauet ward, fand sich der König oft dabei ein, um zu sehen, ob die Arbeit befördert würde. Eines Tages sah er einen alten Greis, der als Tagelöhner arbeitete und Steine herbeikarrete. Der große Wuchs dieses Mannes, und seine ehrwürdige Miene erregten die Aufmerksamkeit des Königs. Er ging auf den Greis zu, und fragte ihn: seid ihr Soldat gewesen? —

Der Greis. Ja Ew. Majestät.

Der König. Bei welchem Regiment? —

Der Greis. Bei dem Regiment, welches Ew. Majestät als Kronprinz hatten.

Ich stand schon dabei, als es Golz hieß, und bin mit im Brabantischen gewesen.

Der König. Bei welcher Kompagnie?

Der Greis. Bei der, welche erst der Obrist von Bork, nachher der Kapitain von Hellermann hatte.

Der König. Also habt ihr mich oft gesehen?

Der Greis. Ach lieber Gott! ja Ew. Majestät. Wenn ich mich Ihrer so erinnere, was Sie für ein lieber Herr waren! Ich kam oft zu dem Fahnenzug, und da weiß ich noch recht gut, wie Ihr Herr Bruder, der Prinz Ferdinand, als Fähnrich zu dem Regimente kam, und das liebe kleine Prinzchen so neben den Fahnen bei der Revue mit marschiren mußte; da riefen Ew. Majestät alle Augenblick: nehmt meinen Bruder in Acht! nehmt meinen Bruder in Acht! — Ach Gott! wo sind die Zeiten hin Ew. Majestät? — habe ich's

doch nie gedacht, daß ich noch einmal mit Ew. Majestät sprechen würde! Wie oft habe ich bei Ihnen die Ordonnanz gehabt! wie oft hat's mir da gut geschmeckt, und wie wenig dachte ich damals daran, daß ich in meinem Alter hinter der Karre laufen und meine morsche Knochen noch so anstrengen sollte!

Der König. Wie heißt ihr denn?

Der Greis. Martin Schmidt.

Der König. Seid ihr aus dem Lande?

Der Greis. Bei Fehrbellin geboren.

Der König. Und warum kamt ihr denn vom Regiment? —

Der Greis. Ich bekam einen Schaden am Halse, der sehr gefährlich war; deshalb konnte ich nicht mit fort, und man ließ mich Anno 43 laufen.

Der König. Laufen? — ohne euch zu versorgen? —

Der

Der Greis. Ja. Da man sah, daß es sich etwas mit mir besserte, sagte man: ich könnte noch arbeiten; und da das die Herren meinten, und mein Schade heilte, so gab ich mir weiter keine Mühe, und arbeitete als Tagelöhner, da, wo es etwas zu verdienen gab.

Der König. Seid Ihr verheyrathet? — habt Ihr Kinder? —

Der Greis. Ja Ew. Majestät. Ich habe eine alte Frau. Meine drei Söhne nahm das Regiment, und sie sind alle drei im siebenjährigen Kriege geblieben. Es ist mir recht lieb, daß es so mit ihnen kam. Mir hat es so gut nicht werden wollen, ob ich gleich, so gut als sie, mit Leib und Seele Soldat war, und mir manche Kugel um die Ohren sauste. Ich muß nun karren. (Hier entfielen dem ehrlichen Alten einige Thränen.)

Der König. Nun laßt nur gut sein; arbeiten schändet nicht. Ich will sehen, daß ich das verbessern kann, was man an Euch versäumt hat. Ihr seid Invalide, und müßt versorgt werden; dafür werde ich sorgen. Laßt Eure Karre stehen, und geht dahin, wo Ihr zu leben wünschet. Euren nöthigen Unterhalt will ich Euch reichen lassen.

Der Greis. Ach lieber Gott! Ew. Majestät wollen mein Engel sein, und wollen mich armen Kriegesknecht nicht verstoßen? Ich soll nun nicht im Elende sterben, wie ich immer befürchtet habe? — das vergelte Ihnen Gott der Allmächtige!

Der König. (gerührt.) Nun geht nur; meldet Euch in Berlin bei dem Militair-Departement, da werdet Ihr schon hören, was mit Euch geschehen soll.

Der Greis küßte dem Könige vielmal die Hände und den Rockschoß, und benetzte sie

mit Thränen. Der König mußte sich mit Gewalt von ihm losreißen, und gab gleich darauf Befehl, daß der alte Invalide monatlich so viel erhalten sollte, daß er leben könnte, und nicht weiter arbeiten dürfte. Dieser begab sich nach einem Dorfe, in der Gegend von Fehrbellin, wo er vor ungefähr zehn Jahren verstorben ist.

Schwerlich würde der König ein so hohes Alter erlangt haben, als er wirklich erreichte, wenn er sich nicht Mühe gegeben hätte, seine Natur und deren Kräfte genau kennen zu lernen. Ob er gleich den Rath seiner Aerzte anhörte; so schien er doch weiter nicht darauf zu achten, und wollte sich in Krankheitsanfällen immer selber helfen. Die jährlichen Anfälle vom Podagra wußte er so zu lenken, daß sie zu gehöriger Zeit ausbrachen, und ihn

in

in denen Geschäften nicht stöhren konnten, bei denen er sich öffentlich zeigen mußte. Wenn er sie im Frühjahr gegen die Exerzierzeit nicht bekam, ward er darüber verdrüßlich, und suchte sie absichtlich durch Erkältungen zum Ausbruch zu bringen. Er ging dann mit bloßen Füßen auf dem kalten Boden seines Zimmers, oder er bekleidete sich sehr leicht, und setzte sich der Morgenluft aus. Er hatte immer eine Vorherempfindung, wenn diese Krankheit ausbrechen wollte, und pflegte dann zu vertrauten Personen im Scherz zu sagen: ich erwarte einen vornehmen Besuch; oder: ich werde bald Gäste (Schmerzen) bekommen.

In den letzten Regierungsjahren, da der König besonders im Frühjahre oft krank ward, hieß es oft: er werde nicht zur Revue kommen, und sie von sonst jemand halten lassen; aber dann zeigte er sich doch wieder mit der Mun-

terkeit

terkeit eines Jünglings, und mit der Lebhaftigkeit, deren man stets an ihm gewohnt gewesen war.

Ein witziger Gesellschafter des Königs wünschte ihm Glück zu einer neuen Acquisition. Nun, und worin besteht denn die? fragte der Monarch. — Ein reicher Jude hat sich in Ew. Majestät Staaten niedergelassen, und ist ein Christ geworden, antwortete der Höfling. „Ich freue mich über diese Acquisition gewiß nicht," sagte der König; und dann nach einer kleinen Pause: ha ich merke wol, der Patron ist des Sündenbocks überdrüssig geworden, und hat sich nun unter die Schaafe begeben; aber die guten Schaafe mögen sich nur in Acht nehmen, daß er nicht ihr

Bock

Bock wird, und ihre Wolle an seinen Hörnern sitzen bleibt.

Vor vielen Jahren ritt der König in Begleitung eines Generals durch eine schlesische Stadt. Der General betrachtete mit vieler Aufmerksamkeit ein Haus. Der König bemerkte dies und fragte ihn: was giebt es da? Ich bewundere den guten Einfall, antwortete der General, den der Wirth dieses Gasthofes gehabt hat, Ew. Majestät Bildniß zum Schilde zu wählen. Wie? fragte der König, das soll ich seyn? Wenigstens steht es darunter, erwiederte der General. Der Mahler ist ein Schurke gewesen, fuhr der König fort; aber, macht denn auch der Wirth meinem Bilde Ehre? — Ich habe einigemale bei ihm logirt, sagte der General, und bin recht gut bewirthet worden.

Der König. Nun das ist mir lieb; und ich vergebe dem Manne seinen Einfall.

Der General. Ja, Ew. Majestät; aber er läßt sich auch gut bezahlen.

Der König. Auch daran thut er recht; denn glaubt Er wol, daß er sich würde billiger finden lassen, wenn Sein Bildniß über der Thür hinge? — —

In den ersten Jahren seiner Regierung hatte der König oft sehr muntere Einfälle. Unter andern ließ er sich einen Gukkasten verfertigen, in welchem zwölf verschiedene komische Vorstellungen zu sehen waren. Wenn er aufgeräumt war, so ließ er diesen oder jenen hineinsehen, um sich an dessen Ueberraschung zu belustigen. Diese Personen fanden sich hier nach dem Leben in einem komi-

schen

schen Aufzuge gemahlt. Z. E. der Hofschneider ritt, mit der Elle in der Hand, auf einem Bocke; ein Medikus des Königs sah seinen Kopf auf dem Rumpfe eines Affen, der ein Klistir gab; ein Höfling war als ein Hahn vorgestellt, und befand sich unter Hühnern, deren Köpfe nach den reizendsten Hofdamen abgebildet waren u. s. w.

Im siebenjährigen Kriege nahm der König bei einem Geistlichen auf einem Dorfe unweit Leipzig das Nachtlager. Er konnte aber die ganze Nacht hindurch nicht schlafen, weil eine Menge von Mäusen im Hause waren, und auch sogar im Zimmer des Königs ein anhaltendes Lermen machten. Kaum war der Tag angebrochen, so stand der König auf, ließ den Pfarrer zu sich rufen, und sagte: Höre Er einmal, versteht Er sich auf Traumauslegen? —

Der

Der Pfarrer. Nicht sonderlich, Ew. Majestät; weil ich nicht viel davon halte.

Der König. Das glaube Er nicht. Mancher Traum hat seine wirkliche Bedeutung. Ich will Ihm den meinigen erzählen. Mir träumte, Seine ganze Stube wäre voller Mäuse. Was bedeutet das?

Der Pfarrer. Ich weiß es nicht.

Der König. Ich denke, der Himmel giebt mir dadurch zu verstehen, daß mich meine Proviantbedienten tüchtig bestehlen.

Der Pfarrer. Ach nein, Ew. Majestät; ich fürchte, daß der Traum aus natürlichen Ursachen herrührt; denn leider bin ich in meinem Hause von diesem Ungeziefer sehr geplagt, und weiß mich fast nicht davor zu retten.

Der König. So? — dann muß ich mich irren. Nun, nehme Er hier diese

Frie-

Friedrichsd'or, und kaufe Er dafür Mausefallen, damit ich künftig besser schlafen kann, wenn ich Ihn einmal wieder besuchen sollte.

Als der König nach dem Frieden im Jahr 1763 nach Berlin reiste, war ihm die Schützengilde einer gewissen Stadt zu Pferde entgegengeritten. Der Schützenkönig näherte sich dem Wagen des Monarchen, sagte, wer er wäre, und wollte anfangen eine Rede zu halten. Laß Er das nur sein, Herr Vetter! unterbrach ihn der König, — ich weiß schon was Er haben will. Führe Er sich in Seinem Reiche nur immer gut auf, so wollen wir schon gute Freunde bleiben. Adieu! — fahrt zu! —

Eines Tages unterhielt sich der König mit dem bekannten Mllord Marschall, dem er sehr gewogen war, äusserst vertraut. Das Gespräch hatte die Schicksale der Menschen zum Gegenstande. Gewiß Milord! sagte der König, das Loos, das mich traf, König zu sein, ist nicht das angenehmste und beßte. Die meisten Menschen lassen sich das Aeußerliche dieser Würde blenden; allein, sehen Sie, — was habe ich von meinem ganzen Leben? — muß ich nicht mehr arbeiten, als irgend einer meiner Unterthanen; muß ich nicht alle meine Handlungen so einrichten, daß ich ihnen stets zu Dienste stehe, und das allgemeine Beste zu erhalten suche? und bleibt mir mehr übrig, als das, was viele unter ihnen mit weit größerer Bequemlichkeit genießen können? — Und das alles ist nicht hinlänglich, sie so zufrieden und

glück-

glücklich zu machen, wie ich wünsche. Unter sich selbst verderben sie oft mehr, als ich Gutes stiften kann; und die widrigen Folgen, die daraus entstehen, werden größtentheils mir zugeschrieben. Glauben Sie nur, Milord, könnte ich alle Menschen glücklich machen, so würde ich meine Wünsche erreicht haben. Aber, wie viele Hindernisse stellen sich mir immer entgegen, und ich muß zufrieden sein, wenn ich nur hier und da etwas Gutes hervorbringen kann, wo das Böse das Uebergewicht zu haben scheint. —

Im Jahr 1785 ward eine ähnliche Anekdote von dem Könige bekannt. Er sagte voll Rührung zu dem Bischof von Ermeland: Glauben Sie mir, wüßte ich Alles, könnte ich Alles selbst lesen, selbst beant-

worten; (aber, ich bin nur ein einzelner Mensch!) meine Unterthanen sollten gewiß glücklich sein. — Der König wollte, daß niemand von seinem Thron entfernt würde. Zu Potsdam ward jeder Bauer gefragt: ob er etwas beym Könige zu suchen habe? — Man weiß, daß der König 4 Meilen weit Leute durch einen reitenden Jäger zurückholen ließ, die nicht erschienen waren, obgleich auf dem Rapport gestanden hatte: „Hat Verrichtungen bei Sr. Majestät."

Der Markgraf Friedrich von Brandenburg-Bayreuth, und dessen Gemahlin, Schwester des Königs, machten, unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin von der Mark, eine Reise nach Italien, von der sie erst, nach einer langen Abwesenheit, den 3ten Februar 1756 wieder in ihrer Resi-

denz

denz anlangten. Diese lange Entfernung von ihren Staaten hatte zu dem Gerücht Veranlassung gegeben, als hätte der Markgraf Neigung, die römisch-katholische Religion anzunehmen. Der König erließ bei dieser Gelegenheit folgendes Schreiben an seinen Gesandten zu Regenspurg, wodurch er seine Gesinnung über diese vermeintliche Religionsveränderung auf eine für die Protestanten sehr vortheilhafte Art äußerte:

„Unsern gnädigen Gruß zuvor! Wohlgeborner Rath, lieber Getreuer. Wir haben seit kurzem nicht ohne Verwunderung, aber auch zu gleicher Zeit mit dem größten Mißvergnügen vernommen, wasmaßen von einigen, Zweifelsohne gegen Unser Königl. Chur- und Gesammthaus übelgesinnten Personen, unter der Hand, ja selbst in den öffentlichen Zeitungs-

Blättern ausgestreuet worden, als ob Unserer vielgeliebten Schwester und deren Gemahls, des Markgrafen von Bayreuth, Liebden, beiderseits Ihre bisher bekannte protestantische Religion verändert, und dagegen die Römisch-Katholische angenommen hätten. Nimmermehr hätten Wir Uns vorstellen können, daß aus einer so innocenten Reise, als diejenige, welche Unserer Schwester Lbd. nach warmen Ländern gethan, einzig und allein zu möglichster Herstellung der Gesundheits-Umstände, dergleichen höchstnachtheilige und Uns sehr zu Gemüth gehende Folgerungen gezogen werden würden, bevorab da Unser Königl. Churhaus eines derjenigen ist, wovon man kein Exempel eines Absprungs von der, seit etlichen

Säculis

Säculis her bei demselben bekannten, protestantischen Religion, anzuführen weiß, und die göttliche Providenz, wie Wir inbrünstig wünschen und hoffen, selbiges in Zukunft davor bewahren wird. Selbst des Markgrafen Lbd. haben zur Gnüge bezeuget, wie weit Sie entfernt sind, Uns und Dero Unterthanen durch eine Religions-Veränderung zu betrüben, da sie sich kürzlich aus Frankreich in Dero Landen eingefunden und der daselbst eingeführten Communion öffentlich beigewohnt haben. Wie Wir nun nöthig befunden, verschiedenen von Unsern an auswärtigen Höfen befindlichen Ministern aufzugeben, sothane calumnieuse und äußerst empfindliche Zeitung, als eine der größten von einigen unwürdigen und übel intentionir-

tionirten Leuten ausgesonnenen groben Unwahrheiten gegen jedermann auf alle Weise zu erklären; so habt Ihr dortigen Orts ein gleiches zu thun, und Ihr könnet darunter mit desto mehrerer Zuversicht verfahren, da Unsere aufrichtige Gesinnungen zu Aufrechthaltung der protestantischen Religion dem dortigen Corpori Evangelicorum hinlänglich bekannt sind; Unsere dieserhalb hegende Vorsorge auch einer der vornehmsten Vorwürfe Unserer Königl. Regierung jederzeit seyn und bleiben wird. Sind Euch mit Gnaden gewogen. Gegeben Berlin den 1sten März 1755.

Friedrich."

Unter

Unter diejenigen, die bei dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges übereilte Schritte thaten, gehört besonders auch der ehemalige Bischof von Breslau, Fürst von Schafgotsch, ein bisher gewesener ganz besonderer Freund des Königs. Er machte sich schon im Sommer 1757, da sich die österreichischen Truppen in Schlesien ausbreiteten, verdächtig, daß er es nicht aufrichtig mit dem Könige meine. Der Monarch gab ihm dies auch in einem Handschreiben, unter dem 22sten Sept. 1757, deutlich zu erkennen; aber je mehr sich die Oesterreicher der Stadt Breslau näherten, desto mehr gab der Bischof seine Gesinnung bloß. Endlich da sie diese Stadt wirklich in ihre Hände bekamen, konnte er seine Freude über diese Veränderung gar nicht mehr bergen. Allein da kurz darauf der König, den 5ten December 1757, den Sieg bey Leuthen erfocht, hatte er Ur-

sache sein Verhalten zu bereuen. Er entfernte sich in Zeiten aus der Stadt, und begab sich in den Schutz der Kaiserin-Königin.

Der König war über dieses Betragen so entrüstet, daß er ihm alle seine Bischöfliche Güter sequestriren ließ. Nun ließ der Prälat folgendes demüthige Schreiben an den König ablaufen:

Sire!

Die ehrfurchtsvolle Ergebenheit und unverbrüchliche Treue, welche ich jederzeit gegen Ew. Königl. Majestät beobachtet, so lange ich das Glück gehabt, unter Dero glorreichen Regierung zu stehen, ließ mich die Beibehaltung dieses gnädigen Schutzes bis an mein Lebens-Ende hoffen, ohne daß jemals eine Art von Argwohn entstehen könnte, wovor, Sire, ich von Dero Seite mich um so mehr gesi-

chert hielt, als meine Aufführung stets behutsam und derjenigen Dankbarkeit vollkommen gemäß gewesen, welche Ew. Königl. Majestät Gnade, die ich in meinem ganzen Leben nie vergessen werde, verdienet. Dessen ungeachtet, Sire, habe ich mit äußerstem Schmerz aus dem Schreiben, womit Höchstdieselben mich unterm 22sten September 1757 aus Naumburg in Sachsen beehret, ersehen müssen, daß ich diesem traurigen Schicksale nicht entgehen können; und nach der Zeit haben Ew. Königl. Majestät solche Merkmale gegen mich geäußert, welche mir alle Hoffnung zur Wiedererlangung Dero Gnade rauben. Diese Bewegungen brachten meinen lebhaften Schmerz aufs höchste, und so weit, daß ich

den

den Entschluß faßte, mich nach Rom zu begeben und daselbst das Ende des Kriegs abzuwarten, um mich von der Lage ganz zu entfernen, welche mir bisher sowol von Seiten Ew. Königl. Majestät, als auch des Kaiserl. Hofes so viel Unglück und Verdruß zugezogen hat. Denn wenig Tage nach der Uebergabe von Breslau an die Oesterreichische Armee erhielt ich von Ihro Kaiserl. Majestät durch Dero Commissarius, den Grafen von Kolowrat, den Befehl, nach Johannisberg zu gehen und bis zu Ende des Krieges daselbst zu verbleiben. Wie ich aber nachher sahe, daß die Unruhen sich auch bis dahin ausbreiteten, faßte ich den Entschluß, weiter nach Rom zu gehen, als das Einzige, was mir in meiner Verlegenheit

übrig

übrig bleibt. Jedoch weil meine Gesundheit die Strenge der Witterung und die Unordnungen meiner häuslichen Angelegenheiten mir nicht erlaubten, diese Reise in einem Strich zurückzulegen, so bin ich vor der Hand hier zu Nicolsburg im Capuciner-Kloster geblieben, wo meine Eingezogenheit mitten unter diesen Ordens-Leuten, welche wegen ihrer Entfernung von allen weltlichen Geschäften in gutem Rufe stehen, mich hoffentlich außer allen Verdacht bei Ew. Königl. Majestät setzen wird. Da ich aber gegenwärtig mich im Stande befinde, meine Reise fortzusetzen, so ermangele ich nicht, Ew. Königl. Majestät hiervon gehorsamst zu benachrichtigen, wobei ich unterthänigst bitte, überzeugt zu seyn,

daß lediglich das Unglück Dero auf mich geworfenen Ungnade mich zu diesem Schritte genöthigt hat. So weit ich auch von Ew. Königl. Majestät höchsten Person entfernt seyn werde, so wird dennoch meine Treue und schuldigste Dankbarkeit so unveränderlich seyn, als die ehrerbietigste Unterwürfigkeit, womit ich die Ehre habe, mich zu nennen

Ew. Königl. Majestät

Nicolsburg
den 30sten Januar
1758.

unterthänigst treugehorsamster
Fürst Bischoff von Breslau.

Die Antwort des Königs auf dieses Schreiben lautet also:

Monsieur le Prince Evêque de Breslau!

Ich habe Ihr Schreiben vom 30sten Jan. a. c. erhalten, dessen Inhalt mich befremden würde, wenn ich nicht wegen

der

der Undankbarkeit Ihres vorigen Betragens solches vermuthet hätte. Es ist selbiges mit viel zu offenbaren Beweisen begleitet gewesen, als daß Sie solche gegen sich selbst verhehlen könnten. Eben da ich mit meiner Armee im Anmarsche bin, um den Progressen des Feindes Einhalt zu thun und Schlesien zu befreien, nehmen Sie den Entschluß, eine Provinz zu verlassen, welche Sie an meine Wohlthaten hätte erinnern sollen. Ja, den Augenblick selbst, da ich mich Breslau nähere, da der Himmel meine gerechten Waffen mit dem herrlichsten Fortgange seegnet, gehen Sie von dort weg. Aus Angst eines bösen Gewissens und weil Sie sich schuldig fühlen, begeben Sie sich unter den Schutz einer Macht, welche

mit mir in offenbarem Kriege begriffen; und itzt unterstehen Sie sich noch, mir den gefaßten Entschluß selbst zu melden, ihn mit den unerheblichsten Vorwänden zu beschönigen und die falschen Versicherungen einer Treue hinzuzufügen, welche Sie doch in den wesentlichsten Stücken gebrochen haben. Nein, dieses Verfahren ist zu arg und zu schändlich. Ich kann Sie nicht anders als meinen Verräther ansehen, der auf die Seite meiner Feinde getreten ist, und von freien Stücken einen Posten verlassen hat, den Sie in Betrachtung der Pflichten Ihres Standes niemals hätten verlassen sollen. Mir bleibt also an meinem Theile nichts mehr übrig, als diejenigen Maasregeln zu nehmen, welche mir am dienlichsten scheinen

werden.

werden. Sie aber will ich Ihrem eigenen Schicksale überlassen. Ich weiß gewiß, daß eine so unpardonable Aufführung, wie die Ihrige, unfehlbar die gebührende Strafe nach sich ziehen wird. Weder der göttlichen Rache, noch der Verachtung der Menschen werden Sie entgehen können. Denn so verderbt diese auch immer seyn mögen, so sind sie es doch nicht in solchem Grade, daß sie nicht vor Verrätherei und Undankbarkeit einen Abscheu haben sollten.

Breslau den 15ten Febr. 1758.

Friedrich.

Der französische Generallieutenant, Graf von Mailly, welcher in der Schlacht bei Roßbach gefangen worden, hatte auf Parole

Urlaub erhalten, nach Paris zu reisen. Er hielt, im Jahre 1758, bei dem Könige um Verlängerung dieses Urlaubs an, und erhielt von demselben folgendes gnädige Handschreiben:

Mein Herr Graf!

Ich gestehe Ihnen die Verlängrung Ihres Urlaubs um so viel lieber zu, da es mich erfreuet, einen Mann von Verdiensten einen Dienst zu leisten, und da ich jederzeit der Meinung gewesen bin, daß die widrigen Begebenheiten der Könige die Privatpersonen so wenig, als möglich, unglücklich machen sollen. Nehmen Sie sich so viel Zeit, als Sie nöthig haben, Ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Sollte der Wiener Hof, wie ich zu glauben Ursach habe, etwas biegsamer werden und das Cartel halten, so können Sie

Ihre

Ihre bei dieser Zeit so unangenehme Reise ersparen, indem die Auswechselung geschehen kann, ohne daß Sie nöthig haben, Ihren Aufenthalt zu ändern. Ich bitte Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme.

Friedrich.

Auszug aus dem eigenhändigen Schreiben des verstorbenen Etatsministers von Derschau an den Geheimen Finanzrath von Brenkenhof, die Unterredung des Königs mit seinen Etatsministern, zu Potsdam, im Jahr 1770 den 1sten Junius, betreffend.

Der König ließ sämmtliche Minister des Generaldirektoriums auf den heutigen Tag nach

nach Potsdam berufen, um mit ihnen die jährliche gewöhnliche Untersuchung über den Zustand der Domainen und Finanzen in seinen Staaten, mit landesväterlicher Sorgfalt zu übersehen.

Als wir zu Potsdam anlangten, erfuhren wir, daß der König den folgenden Tag sich nach dem neuen Palais begeben würde; dies geschahe auch, und wir verfügten uns dahin. Seine Majestät empfingen uns mit einer sehr gnädigen Mine, und sagten: **Meine Herren, ich habe Sie kommen lassen, um mit Ihnen gemeinschaftlich unsere Haushaltung zu untersuchen.** Nachdem wir ihn versichert hatten, daß wir uns dazu in gehörige Bereitschaft gesetzt, fuhr er fort, und erzählte uns, daß er das Oderbruch, welches in diesem Jahre stark durch Ueberschwemmungen gelitten, selbst gesehen, aber den angeblich großen Schaden

lange

lange nicht wirklich so gefunden hätte, als man ihm solchen geschildert habe. — Man müsse sich nicht gleich durch anfänglich fürchterlich scheinende Verwüstungen der Natur schrecken lassen; sie pflege bald darauf, und oft schnell, vieles wieder gut zu machen, was sie verdorben habe. Bei Freienwalde wären nur ein paar kleine Durchbrüche, 25 Häuser etwas beschädigt, und der ganze Verlust der Eigenthümer würde wohl nicht mehr, als etliche verlohrne Fuder Heu betragen, und allenfalls die Saat verdorben seyn. — Der Monarch sagte sodann: daß Sie mir also für Remissionen und Vergütungen so große Summen in Anschlag gebracht haben, finde ich nicht nöthig. Inzwischen habe ich 60000 Rthlr. angewiesen. Der Etatsminister von Hagen kann, wenn sich das Wasser verlaufen hat, selbst hingehen, und alles näher unter-

untersuchen. — Ich kann Ihnen aber meine große Unzufriedenheit nicht bergen, welche ich empfunden habe, da ich die Kirche im Oderbruche nicht fertig fand. Ich will, daß Sie dem Obristlieutenant Petri wieder eine neue und scharfe Ordre geben, daß er mache, daß die Kirche fertig wird; oder er mag sich hüten.

Hierauf nahmen Se. Majestät das Verzeichniß der anzuweisenden Gelder, und äußerten: wie Sie

1) Die Gelder zur Retablirung des Oderbruchs schon angewiesen hätten.

2) Wollten Dieselben auch gerne die 13000 Thaler zu der neuen plauenschen Schleuse bezahlen;

3) Ferner, die Kosten für die Kuirassierpferdeställe zu Kyritz; die Baugelder für Belgard, und für das

Hospital

Hospital und Waisenhaus überneh=
men; denn diese Ausgaben wären so
nöthig als nützlich.

4) Die Kosten, welche zum Rügenwalder
und Kolbergischen Hafen erforderlich
wären, überliessen Sie dem General=
direktorium.

Als dies geschehen war, sahen Seine Majestät die Generaletats von der General=Domainen= und Generalkriegeskasse mit scharfem Blick durch, und unterzeichneten solche sämmtlich. Sodann öfneten Dieselben Dero Mappe, zogen ein Papier heraus, und lasen uns die ansehnlichen Summen ab, welche Sie für dies Jahr bestimmt hätten, um Dero Staaten, so viel es möglich gewesen, zu unterstützen. Unter diesen Summen zeichneten sich besonders 300000 Thaler für den Adel der Provinz Pommern; 20000 Thaler für die Provinz Hohenstein; und

30000 Thaler auf Abschlag des gemachten Plans, zur Retablirung der churmärkischen Städte, aus.

Bei der ersten Post sagte der König: Meine Herren, ich empfehle Ihnen besonders die Erhaltung und Unterstützung meines Adels; ich halte viel auf ihn, denn ich brauche ihn für meine Armee und meine Staatsverwaltung. Es ist Ihnen bekannt, wie viel wichtige Männer ich bereits daraus gezogen, und was ich durch sie ausgerichtet habe. Ich bemerke mit Unzufriedenheit, daß er hie und da zu sinken anfängt; und das möchte und wollte ich nicht gern, besonders, da es mir jetzt viel Freude macht, daß er anfängt gesitteter, ordentlicher und brauchbarer zu werden.

Wir äußerten dagegen, daß wir Seiner Majestät landesväterliche Absichten höchst

verehrten, davon lebhaft durchdrungen wären, und solche, so viel an uns wäre, wirksam machen wollten. Hierauf nahm der König die vorliegenden Papiere zusammen, und begab sich in ein andres Zimmer, befahl uns aber zu warten. Nach einer kurzen Abwesenheit kam er wieder, und führte uns durch die prächtigen Zimmer des neuen Palais nach dem Tafelzimmer.

Vor der Tafel sprach der König mit uns über verschiedene Materien, und sagte unter andern: daß er es gern sähe, wenn seine Unterthanen mit nützlichen Absichten Reisen in fremde Staaten unternähmen, und anwendbare Kenntnisse in ihr Vaterland mit zurückbrächten. Während seiner letzteren Anwesenheit in Pommern habe er den Oberamtmann Sydow zu Kolbatz gesehen, welcher nebst seinem Sohn in England gewesen

wäre,

wäre, und daselbst die englische Wirth-
schaft erlernet hätte. Sie verständen
es, den Bau der Turnips und Lucerne
zu befördern; und es wären davon in
Pommern bereits sehr gute Proben ge-
macht worden. Er wünsche, daß dies
auch in der Chur- und Neumark gesche-
hen möchte, und wir sollten uns des-
halb mit diesen Leuten ja in Korrespon-
denz setzen, und den nöthigen Unterricht
zu diesem Bau einschicken lassen; auch
vernünftige Wirthschaftschreiber aus
churmärkischen Aemtern nach Kolbatz
schicken, die nicht allein den Bau des
Turnips und der Lucerne, sondern auch
des Hopfenbaues, welchen uns Se. Ma-
jestät sehr angelegentlich empfahlen,
lernen, und ihre gesammleten Begriffe
wieder auf hiesige Aemter anwendbar
machen könnten. Der Landmann habe
in

in der Mark noch zu vielen Eigensinn und Widerwillen gegen neue Einrichtungen, wenn sie auch noch so nützlich und gut wären. Die Beamten müßten daher mit brauchbaren Dingen immer erst den Anfang machen; wenn die Unterthanen dann sähen, daß es gut ginge, würden sie wol folgen. Sie glauben nicht, meine Herren, rief der König mit vieler Lebhaftigkeit aus, was mir alles daran gelegen ist, die Leute klug und glücklich zu machen; aber Sie werden es so gut als ich erfahren haben, wie viel Widerspruch man findet, wenn man auch die beste Absicht hat. Wir versicherten Sr. Majestät, daß wir leider solche Erfahrungen gemacht hätten, ließen uns aber dadurch nicht abschrecken, mit aller Nachsicht und Geduld die Unterthanen auf Wege zu ihrem Besten zu leiten, und sähen auch bereits

hier

hier und da manche gute Früchte. Man müsse hoffen, daß die Zeit alles mehr und mehr verbessern werde. Das wünsche und will ich, sagte darauf der König, und fuhr sodann ferner fort: Ich habe bemerkt, daß noch viel sechsjährige Ländereien mit Korn besäet werden, welches aber dem Landmann kaum die Kosten einbringt. Besser wäre es, wenn diese Ländereien mit nützlichen Futterkräutern zu künstlichen Wiesen gemacht würden; dies könnte ein wirkendes Mittel seyn, die aller Viehweide so sehr vorzuziehende Stallfütterung einzuführen, wodurch der Acker mehr Dünger bekömmt, und der Ackerbau weit höher getrieben werden kann. Ich will nicht einmal des Vortheils gedenken, den diese Stallfütterung zum Nutzen des Melkviehes hervorbringt.

Wir

Wir erwiederten hierauf Sr. Majestät, daß schon vor einigen Jahren in sämmtlichen Aemtern der Churmark die sechsjährigen Ländereien abgeschaft und den Forsten zugelegt wären. Befänden sich aber dergleichen noch bei den Edelleuten und Bauren; so würden wir nicht unterlassen, sie in die beste Anwendung zu bringen.

Ich finde auch, sagte der König, daß in der Churmark, deren Aufnahme mir sonderlich angelegen ist, noch viel sterile Sandfelder und sandige Gegenden vorhanden sind. So habe ich zum Beispiel auf meiner leztern Rückreise über Freienwalde nach Berlin, die Gegenden um Löwenberg, Strausberg, Altlandsberg und Wernäuchen so beschaffen gefunden, und ich möchte gern, daß man allen Fleiß verwendete, diese Gegenden auf eine oder die andere Art nutzbar zu machen.

chen. Ich weiß, was der Eifer dabei thun kann, und was an manchen Orten schon bewirkt worden ist. Auch die Urbarmachung der großen Mösche bei Stendal scheint mir eine Hauptverbesserung zu seyn, auf die ich vorzüglich mit reflektire, um davon zu den wüsten Stellen in Stendal etwas zulegen zu können, damit sich zum Anbau desto eher Leute finden; und überdem kann von dem Uebrigen dieser urbar gemachten Mösche noch eine Kolonie oder Holländerei von Ausländern angelegt werden. Diese nützliche Verbesserung muß die erste Arbeit der neuen Deputation sein. Die Bienenzucht und den Seidenbau muß man, so viel als immer möglich, in Aufnahme zu bringen suchen. Die Maulbeerbäume sind so vielfältig angewachsen, daß man davon eine

Menge

Menge Seidenwürmer füttern kann, und es wird auch für die Bienenzucht sehr gut sein, wenn in den Gegenden, wo sie mit Nutzen betrieben werden kann, die Beamten jährlich eine gewisse Anzahl Stöcke anlegen müssen, von Jahr zu Jahr damit fortfahren, und so auch in Absicht des Seidenbaues jährlich eine gewisse Anzahl Kokons gegen baare Bezahlung an das Seidenmagazin abliefern.

Auch erkundigten Sich Se. Majestät nach den Urbarmachungen am Rhin und bei Sieversdorf und nach der Ansetzung der Kolonisten daselbst. Wir antworteten: daß vor kurzem die dazu ernannten Kommissarien sich zu Frisack mit den dortigen Interessenten vereinbart hätten; weil aber die dasigen Gegenden überschwemmt wären, so könnte man das Etablissement von wenigstens 100 Fami-

lten vor der Hand nicht ausführen, noch einen deutlichen Plan davon anfertigen, und müsse man den Ablauf des Wassers abwarten. Der König war damit zufrieden, und sagte bloß: das Wasser! das Wasser!

Alsdenn eröfneten uns Se. Majestät Dero Willensmeinung wegen der Gärtner, welche hin und wieder angesetzt werden sollen, und wollten, daß solches vorzüglich um und bei Berlin, z. B. hinter dem Garten der Akademie, im Wege nach Tempelhof und Lichtenberg, wo noch viel unbebauetes Sandland wäre, geschehen sollte. Diese Leute sollen aber, sagte der König, nicht kleine Gärten haben; sondern man soll ihnen so viel Land anweisen, daß jeder einen großen Garten, besonders zur Pflanzung und Zucht von Obstbäumen bekömmt, damit sie Obst zum Troknen erhalten, und Gartenfrüchte ziehen können. Die

Bäume

Bäume sollen ihnen gegeben werden, und sie müssen schon tragbar seyn. Das Gartenland würden sie wohl mit Straßenkoth aus Berlin, und besonders mit dem Schlamm und der Erde aus dem zu räumenden faulen Graben düngen und brauchbar machen können.

Wir zeigten dem Könige an: daß schon ein Plan angefertigt worden sei, hundert dergleichen Gärtnerfamilien an dem Wege neben dem Invalidenhause, gegen den Wedding, auf dem daselbst befindlichen, theils schon kultivirten, theils noch unangebaueten Sandlande anzusetzen. Se. Majestät mißbilligten dies nicht, und erwiederten: das ist mir einerlei, wenn nur die ledigen und sandigen Pläze um Berlin herum bebauet werden, und die Leute Land genug bekommen. Es sind da noch so manche Stellen, die ich unmöglich so lassen

 kann;

kann; sie haben mich oft traurig gemacht, wenn ich sie passiren mußte. Daß man das trockne Obst noch immer aus Sachsen kauft, und, wie man mir sagt, zum Bedürfniß kaufen muß, ist mir gar nicht lieb. — Man muß, meine Herren, besorgt sein, den Obstbau auf dem Lande und bei den Aemtern allgemeiner zu machen; denn das Geld muß man, so viel als möglich, zu behalten suchen.

Weiter erkundigte sich der König, nach dem Etablissement bei Mühlenbeck, den Revuekosten von diesem Jahre, und befahl, Leute auszumitteln, die Mergel aufsuchten, den man, wie Sie glaubten, bei Rüdersdorf finden müßte. Schließlich erwähnten Se. Majestät verschiedenes vom schlesischen Bergbau, von der Beförderung des Steinkohlentransports, und dem Gebrauch dieser Kohlen

len bei Bleichereien, Ziegeleien und Kalkbrennereien; auch sollte man die Kobaldbergwerke vorzüglich zu betreiben suchen, und im Winter, so wohl von dem was geschehen, als was noch geschehen sollte, Bericht abstatten.

Sie sehen, meine Herren, sagte der Monarch, ich habe mich ein wenig vorbereitet, um Ihnen das Nützliche und Nöthige für meine Hauptprovinzen anzuzeigen. Ich hoffe von Ihrer Sorgfalt baldige Erfüllung meiner Erwartungen, und daß Sie mir im künftigen Jahre manche angenehme Anzeige machen werden. An meiner Unterstützung soll es nie fehlen; aber Sie müssen mir auch nicht die Quellen versiegen lassen, woraus es geschehen kann. Wir versicherten Sr. Majestät, daß alles

Mögliche von uns angewandt werden sollte, um diese verehrungswürdige landesväterliche Absichten in die thätigste Wirksamkeit zu bringen. Hierauf gingen Se. Majestät nebst uns zur Tafel. Während des Speisens waren Dieselben besonders gnädig und munter, scherzten zum öftern, und entliessen uns darauf entzückt über diese gnädige königliche Aufnahme.

Während

Während des siebenjährigen Krieges, als der König in Breslau in den Winterquartieren stand, ritt er einst bei sehr strenger Kälte vor das Oderthor, die Aussenwerke zu besehen. Hier ward er eine ganz außerordentlich auffallende Menschengestalt gewahr: einen langen ganz ausgedürrten alten Mann, mit einer alten zerrissenen Mütze auf dem Kopf, durch welche das graue struppichte Haar wie durchgewachsen schien. Der Hals war ganz blos, der Rock ganz zerlumpt, stellenweis sahe der nakte Leib, oder das Ueberbleibsel eines zerrißnen Hembes durch. Der Leibgürtel war ein alter Strick, die Strümpfe ganz zerrissen, die Schuhe niedergetreten, und mit Stricken an den Füßen befestigt. Der

rechte Fuß war ganz mit Lumpen umwickelt. Diese Figur stützte sich mühsam auf einen hohen Knittelstock. Der König stutzte bei diesem Anblick, und schickte einen Adjutanten hinter her, den Mann zurückzurufen. "Wer seid Ihr, und wodurch seid Ihr in diesen Zustand gerathen?" „Ihro Majestät," „antwortete der alte Mann, ich bin ein Un„terofficier von dem Regiment * * * in Preus„sen: ich bin bei Jägerndorf im Fuß stark „blessirt, bin aber so schlecht geheilt worden, „daß meine Wunden immer wieder aufbra„chen. Da jagte man mich vom Regiment, „und überließ mich meinem Schicksale. Jetzt „komme ich durch Pommern hierher, und will „um den monatlichen Gnadenthaler, den „Ihre Majestät für unbrauchbare Soldaten „ausgesetzt haben, bitten." — „Kann Er schreiben?" — „Nein Ihre Majestät." Nun befahl der König, diesen Mann so gleich

in

in das Lazareth in Breslau zu bringen, ihn mit reiner Wäsche zu versorgen, und ihm, nebst andern Bedürfnissen, monatlich 4 Thaler zu geben, welche das Regiment, unter welchem er gestanden hatte, ihm reichen mußte; sein gewesener Kapitain aber mußte ihm außerdem noch monatlich einen Thaler geben.

Ein Garde du Korps welcher von der ersten Stiftung derselben an, dabei gedient hatte, ward von einer Musketenkugel an der linken Backe dicht unter dem Auge blessirt, so daß ihm Knochen herausgenommen werden mußten. Als der König diesen Mann nachher, mit der sehr starken Narbe, in der Eskadron reiten sahe, fragte er ihn: wo hat er die Blessur bekommen? „Ihre Majestät das schäme ich mich zu sagen,“ antwortete

tete der Garde du Korps. — Wie so? — „Weil es bei Hochkirch geschehen ist." — Er ist ein Narr, das gereicht ihm vielmehr zur Ehre, denn unsre Feinde trauten sich nicht, uns am Tage unter das Gesicht zu treten, darum kamen sie bei der Nacht. — „Ihro Majestät haben hol mich der Teufel recht, denn wenn ich nicht das Herz habe, einen anders als im Schlaf zu überfallen, dann bin ich verflucht feige. Es mag aber gut seyn, bei erster Gelegenheit werde ich mir Revange nehmen. — „Auf die Art werde ich ihm aber keine Gelegenheit geben." — „Nein, das verlange ich auch nicht. Ich will mich bei hellem Tage revangiren, aber tröste Gott dem, der mir unter die Klinge kommt." Der König freute sich bei jeder solchen dreisten Unterredung mit seinen Soldaten.

In eben diesem Kriege marschirte der König mit der Armee nicht weit von Bautzen, und hörte, daß der Vortrupp, welcher aus Husaren bestand, angegriffen wurde. Er eilte sogleich mit zwei Regimentskanonen dahin, um seinen Marsch ungehindert fortsetzen zu können. Als er in die Nähe eines Waldes kam, so stürzte rechts aus demselben ein Trupp Ulanen hervor. Der König stutzte zwar Anfangs über diesen unvermutheten Vorfall, sagte aber gleich ganz kaltblütig: „Beinahe wäre ich über die Honigkrämer erschrocken, (die Pohlen treiben starken Handel mit Honig) jagt sie doch, rief er den Seitenpatrouillen zu, wieder in ihre Bienenstöcke zurück. (Denn die Pohlen haben solche gewöhnlich in den Wäldern.) Die Seitenpatrouille trieb die Ulanen glücklich wieder in den Wald hinein. Nun eilte der König mit den Kanonen weiter,

ter, machte seinen Husaren Luft, und setzte seinen Marsch ungehindert fort.

Bei einer Fouragirung, die im Angesicht des Feindes geschah und also starke Bedekkung erforderte, riß einem Kavalleristen das Fouragebund, so daß er absitzen mußte, um es wieder zusammen zu binden. So eben kam der König von der Bedeckung zurück, und fand den Reiter noch bei seinem Geschäft: „Ich sehe er ist kein guter Kavallerist, sagte der König, er versteht noch nicht einmal ein Fouragebund zu machen. Der Reiter, den dieser unverdiente Verweis verdroß, wendete sich gegen den König und antwortete: "Halten Ew. Majestät zu Gnaden, ich verstehe besser ein Fouragebund zu machen, als Sie; aber wenn der Strick reißt, so kann ich nichts dafür.

Zu-

Zugleich hielt er dem Könige den zerrißnen Strick hin. Aber was will Er denn nun machen? sagte der König, ich dächte Er liesse es liegen, und ritte lieber leer nach dem Lager. „Alles geht, nur das nicht," antwortete der Reiter, "wo wollen die Pferde was zu fressen herkriegen? Mein Pferd ist nur zu hitzig und steht nicht allein, sonst wäre ich schon längst fertig. Wir wollen hier alle halten bleiben und einer soll ihm sein Pferd halten, sagte der König. Ein Adjutant nahm das Pferd an sich, und hielt es so lange, bis der Reiter mit seinem Bunde fertig war. Der König lächelte ihn nun freundlich an und sagte: nun sehe ich, daß Er ein gescheiter Kallerist ist. Ich habe wirklich erst geirret. Da trink einmal auf Deine Arbeit; und ließ ihm zwei Friedrichsd'or geben.

Diese nachsichtsvolle Güte gegen seine Leute machte ihn in diesem mühseligen Kriege so allgemein bei den Soldaten beliebt, und wenn sie ihren Fritz nur sahen, trotzten sie den größten Gefahren.

Als der König im siebenjährigen Kriege 1758 mit der Armee in Böhmen stand, und einem Herbstmorgen früh in der Dämmerung, bloß in Begleitung einiger Flügeladjutanten, rekognosciren ritt, fiel ein so starker Nebel, daß man nicht vier Schritte vor sich sehen konnte. Sie ritten auf einem Fahrweg, und der König glaubte, es wäre noch Zeit genug, rechter Hand auszubeugen, um den feindlichen Vorposten vorbeikommen zu können. Der Flügeladjutant v. Oppen bemerkte aber, daß sie schon zu weit gekommen wären. „Mein Seel, Ihro Majestät, wir sind schon

zu

zu weit links, und gewiß schon hinter den feindlichen Vorposten." Kaum hatte Oppen das letzte Wort gesagt, so kam auch schon von der rechten Seite her ein östreichischer Husar angesprengt, um die zu sehen, die er hatte sprechen hören. Der König, den wir schon in solchen Fällen die größte Gegenwart des Geistes haben zeigen sehen, ritt dem Oestreicher ebenfalls sehr scharf entgegen, und fragte ihn mit fester Stimme: Husar! wo geht dieser Weg hin?" Der Husar sahe so gleich, daß es Preußen waren, und hielt, durch den Ton und Blick des Fragenden ausser Fassung gebracht, wie eine Bildsäule, ohne Bewegung und ohne Antwort. Der König sagte nun ganz gelassen: Messieurs, kommen Sie, der Husar weiß es nicht; und so jagten sie unter Begünstigung des Nebels schnell davon, der es denn auch verhinderte, daß das Rekog-

noscirten nicht fortgesetzt wurde. Der König erwähnte nachher noch oft diesen Vorfall, und belachte ihn.

Daß er sich der Kraft seiner Blicke bewußt war, hat er bei vielen Gelegenheiten durch die Art, wie er sie gebrauchte, gezeigt; es ist unglaublich, wie sehr es ihm gelang, alle Affekten bei denen mit welchen er sprach, blos durch seinen Blick zu bewirken, wovon wir schon Gelegenheit genommen haben, Beweise anzuführen. Hier ist noch ein Beispiel.

Einst meldete sich ein Mann beim Könige, der ihm ein wichtiges, für sein Land sehr vortheilhaftes Projekt entdecken wollte. Ehe er noch vor den Monarchen gelassen wurde, unterhielt er sich mit dem Kammerhusaren. Diesem sagte er sein Projekt, und konnte

konnte mit großer Beredsamkeit den Nutzen für den Staat daraus zeigen. Der Kammerhusar fragte: ob er dies alles auch wol Sr. Majestät eben so gut und zusammenhängend erzählen könnte? „O," antwortete er, „ich habe schon mit vielen Fürsten gesprochen, das hindert mich im Geringsten nicht." Nun kam der Befehl: der Mann solle zum Könige hereintreten. Der Monarch kam ihm entgegen, sah ihn scharf an, und fragte: was er wolle? — Der Redner verlohr aber durch den scharfen Blick alle Sprache, und konnte keine Sylbe hervorbringen. Der König ging ans Fenster, und gab ihm Gelegenheit, daß er sich von seiner Bestürzung erholen möchte; er trat nochmals zu ihm, aber umsonst, der Mensch blieb stumm. „Nun," sagte der König, „wenn er mir sein Anliegen nicht sagen kann, so gehe er nur wieder. — „Sie kommen ja so geschwind

vom Könige?" fragte ihn der Kammerhusar. „Ja," erwiederte der Mann, ich kann kein Wort hervorbringen, wenn mich der König ansieht. Bitten Sie doch Se. Majestät für mich nochmals um ein Gehör, daß er aber so gnädig wäre, mir den Rücken zuzukehren." Dies geschah, und der große König that, wie gebeten. Der Mann konnte nun sein ganzes Projekt und den Nutzen desselben so gut vorstellen, daß es der Monarch genehmigte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friedrich II., Preußen, König, 1712-1786

Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben Friedrich des Zweiten

Bd.: 13.

Berlin (1788)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Caps.126(14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11087807-6
VD18 80341993-001